

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT (SNTU)

Serie A, Band 12

Herausgegeben von DDr. Albert Fuchs
o. Professor an der Theologischen Fakultät Linz

Die „Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt“ (Serie A = Aufsätze) erscheinen seit 1976, mit Originalaufsätzen oder bearbeiteten Übersetzungen sonst schwer zugänglicher Artikel.

Inhaltlich werden wissenschaftlich-exegetische Arbeiten bevorzugt, gelegentlich auch historische und philologische Fragen behandelt.

Alle Manuskripte, Korrekturen, Mitteilungen usw., die die Serie betreffen, werden an den Herausgeber, Prof. DDr. Albert Fuchs, Blütenstr. 17, A-4040 Linz, erbeten. Es wird darum ersucht, die Manuskripte in Maschinschrift einseitig beschrieben, spationiert (auch und besonders die Fußnoten) und in druckreifem Zustand einzusenden (eine Zusammenfassung, deren Umfang 10–15 Zeilen nicht übersteigen soll, ist sehr erwünscht).

Abkürzungen, Zitate und Schreibweise (Angabe von Untertitel, Reihe usw.) sollten den bisher erschienenen Bänden entsprechen bzw. sich nach LThK² und TRE richten. Biblische Namen (mit Ausnahmen) nach den Loccumer Richtlinien, Bibelzitate nach der deutschen Einheitsübersetzung. Hebräische Texte werden in Transkription gedruckt.

Anschriften der Mitarbeiter:

Prof. Dr. Udo Borse, Antoniusstraße 18, D-5357 Swisttal-Straßfeld
Prof. DDr. Heinz Giesen, Waldstraße 9, D-5202 Hennef (Sieg) 1
Prof. Dr. Claus-Peter März, Arndtstraße 2, DDR-5071 Erfurt
Prof. Dr. Eugen Ruckstuhl, Obergütschstraße 14, CH-6003 Luzern
Prof. Dr. Gottfried Schille, Schulstraße 17, DDR-7122 Borsdorf
Prof. Dr. Josef Zmijewski, Kirchstraße 3, D-6400 Fulda

Für Abweichungen in der Zitierweise sind die Autoren verantwortlich.

© Prof. DDr. A. Fuchs, Linz 1987. Alle Rechte vorbehalten.

Bestelladresse:

Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt
A-4020 Linz, Harrachstraße 7 / Austria

INHALTSVERZEICHNIS

JOSEF ZMIJEWSKI

Die Sohn-Gottes-Prädikation im Markusevangelium

Zur Frage einer eigenständigen markinischen Titelchristologie 5

UDO BORSE

Der Evangelist als Verfasser der Emmauserzählung 35

CLAUS-PETER MÄRZ

Zur Vorgeschichte von Lk 12,49–59 69

GOTTFRIED SCHILLE

Übergänge von Jesus zur Kirche 85

HEINZ GIESEN

Der Auferstandene und seine Gemeinde

Zum Inhalt und zur Funktion des ursprünglichen Markusschlusses

(Mk 16,1–8) 99

EUGEN RUCKSTUHL

Zur Antithese Idiolekt — Soziolekt im johanneischen Schrifttum . . . 141

REZENSIONEN 183

Baum-Bodenbender R., Hoheit in Niedrigkeit (Fuchs)	244
Bayer H. F., Jesus' Predictions (Marshall)	213
Bellinzoni A. J. (Hg), Two-Source Hypothesis (Fuchs)	199
Bösen W., Galiläa (Fuchs)	268
Bovon F., Lukas in neuer Sicht (Fuchs)	238
Brandenburger E., Markus 13 (Fuchs)	230
Cancik H. (Hg), Markus-Philologie (Fuchs)	229
Caragounis C. C., The Son of Man (Fuchs)	206
Conzelmann H. — Lindemann A., Arbeitsbuch (Fuchs)	186
Dietzfelbinger Ch., Berufung des Paulus (Fuchs)	248
Dietzfelbinger E., Interlinearübersetzung Neues Testament (Fuchs)	185
Drehermann E., Dein Name (Fuchs)	238
Dupont J., Etudes sur les évangiles synoptiques (Fuchs)	261
Dupont J., Les trois apocalypses synoptiques (Giesen)	219
Ernst J. — Backhaus K., Studium Neues Testament (Fuchs)	185
Fitzmyer J. A., Gospel According to Luke (Fuchs)	236
Gnilka J., Matthäusevangelium (Fuchs)	223

Godet F., Evangelium des Lukas (Fuchs)	237
Gräßer E. — Merk O. (Hgg), Glaube und Eschatologie (Fuchs)	265
Haag E. — Hossfeld F.-L. (Hgg), Freude an der Weisung (Fuchs)	263
Hafeman S. J., Suffering and the Spirit (Marshall)	255
Höfer J. — Rahner K. (Hgg), LThK (Fuchs)	183
Hübner H., Gottes Ich und Israel (Weder)	252
Jervell J., Jesus in the Gospel of John (Giesen)	239
Jervell J., The Unknown Paul (Giesen)	250
Jüchen A. v., Jesus zwischen reich und arm (Fuchs)	218
Kern W. u. a. (Hgg), Handbuch der Fundamentaltheologie, II—III (Fuchs)	215
Kettenbach G., Logbuch des Lukas (Fuchs)	246
Kliesch K., Apostelgeschichte (Fuchs)	245
Koch D.-A., Schrift als Zeuge (Fuchs)	251
Kosch D., Gottesherrschaft im Zeichen des Widerspruchs (Fuchs)	219
Kremer J., Lazarus (Fuchs)	240
Laub F., Begegnung (Oberforcher)	217
Lawler E. G., David Friedrich Strauss (Schnelle)	269
Limbeck M., Matthäus-Evangelium (Fuchs)	227
Limbeck M., Markus-Evangelium (Fuchs)	227
Lindemann A., Kolosserbrief (Fuchs)	256
Lona H. E., Eschatologie (Fuchs)	257
Lührmann D., Auslegung des Neuen Testaments (Fuchs)	187
Luz U., Evangelium nach Matthäus (Fuchs)	221
Mann D., Mit dem Neuen Testament im Gespräch, II (Radl)	191
Meade D. G., Pseudonymity (Weißengruber)	195
Müller M., „Menschensohn“ (Fuchs)	210
Müller P.-G., Lukas-Evangelium (Fuchs)	227
Quesnel M., Baptisés dans l'esprit (Fuchs)	247
Robinson J. A. T., Wann entstand das Neue Testament? (Fuchs)	193
Rolland Ph., Les premiers évangiles (Fuchs)	201
Sand A., Evangelium nach Matthäus (Fuchs)	224
Schimanowski G., Weisheit und Messias (Fuchs)	205
Schmidt F., Testament grec d'Abraham (Weißengruber)	259
Schmithals W., Einleitung (Fuchs)	189
Schreiber J., Kreuzigungsbericht (Fuchs)	233
Schwarz G., Jesus „der Menschensohn“ (Fuchs)	212
Smith T. V., Petrine Controversies (Fuchs)	258
Vaganay L. — Amphoux C. B., Critique textuelle (Cothenet)	197
Vögtle A., Offenbarungsgeschehen (Fuchs)	262
Wagner G., Bibliography, I—II (Fuchs)	184
Weinrich W. C. (Hg), New Testament Age (Fuchs)	264
Zahn Th., Geschichte des Neutestamentlichen Kanons (Fuchs)	195
Zeller D., Kommentar zur Logienquelle (Fuchs)	227

REZENSIONEN

J. Höfer - K. Rahner (Hgg), Lexikon für Theologie und Kirche I–X, Registerband, Das 2. Vatikanische Konzil I–III (Taschenbuchausgabe), Freiburg 1986 (Verlag Herder), kart. DM 398,—

Nachdem das Taschenbuch in den letzten Jahrzehnten einen früher unvorstellbaren Siegeszug angetreten hat, scheint nun die Stunde gekommen zu sein, daß auch Standardwerke in handlicheren Ausgaben und zu einem erschwinglicheren Preis den Markt erobern. Nach den Gesamtausgaben belletristischer Autoren haben auch die theologischen Verlage den Trend bemerkt und ihm Rechnung getragen. Im Verlag Herder wurde früher schon das Handbuch der Kirchengeschichte in Kleinformat publiziert und damit Standard-Theologie breitesten Kreisen zugänglich. Es ist nur eine logische Folge, daß auch das Paradestück katholischer deutschsprachiger Theologie, das LThK, in diese Entwicklung einbezogen wurde. Sicherlich ist dieser ganze Prozeß das Produkt der technischen Entwicklung auf dem Druckereisektor, aber es hieße am Entscheidenden vorbeisehen, wollte man darin die maßgebliche Änderung erkennen.

Das LThK faßt die in vielen Bereichen bahnbrechende Theologie der Nachkriegszeit zusammen, der das 2. Vaticanum dann auf Weltebene zum Durchbruch verholfen hat, und es wird sicher seine Auswirkungen haben, wenn dieser komprimierte Wissensstand jetzt einem gegenüber früher potenzierten Leserkreis greifbar gemacht wurde. Natürlich ist die theologische Forschung inzwischen nicht stehen geblieben, aber die Qualität der seinerzeitigen Leistung ist auch heute noch eindrucksvoll. Besonders auf biblischem Gebiet waren die Beiträge so ausgezeichnet, daß eine Zeitlang an die gesonderte Veröffentlichung dieser Sparte gedacht wurde. Das bedeutet nicht, daß nicht viele Stichwörter heute bereits einer Neubearbeitung bedürften, weil der Zeiger der theologischen Uhr weit nach vorne gerückt ist, oder neue Begriffe aufgenommen werden sollten. Bei dem umfangreichen Stoff der Präexistenz, um nur ein Stichwort stellvertretend für andere anzuführen, fehlt z. B. noch jede biblische Erörterung auf dem Hintergrund und im Zusammenhang mit der Weisheitstheologie. Aber solche Feststellungen mindern nicht im geringsten den Wert der Ausgabe; sie signalisieren nur umrißhaft, vor welchen Aufgaben die Redaktion bei einer Neubearbeitung stehen wird. Daß die Wiedergabe der Karten und die Lesbarkeit des Kleindrucks der Erstausgabe im Taschenbuch-Format nicht

gelitten hat, gehört zu den zusätzlichen Leistungen des Verlags. Es ist zu hoffen, daß noch weitere theologische Standardwerke in solchen Ausgaben Verbreitung finden.

Linz

A. Fuchs

G. Wagner, *An Exegetical Bibliography of the New Testament*,

I: Matthew and Mark, Macon 1983 (Mercer University Press), XV+667 Seiten, geb. \$ 35,—

II: Luke and Acts, Macon 1985 (Mercer University Press), XIII+550 Seiten, geb. \$ 49,50

Jahrelang hat der Verfasser wie seine Studenten das Bedürfnis empfunden, einen möglichst raschen Zugriff zur relevanten Literatur für bestimmte biblische, vor allem exegetische Themen zu haben und nicht mit einer mühsamen und langwierigen Erstellung einer Bibliographie die notwendige Zeit für die eigentliche Arbeit zu blockieren. So entstanden als Vorstufe dieser Publikationen Kartensammlungen zu den einzelnen Sparten der biblischen Wissenschaft, die alles Bekannte und Erreichbare sammelten und zusammenstellten. Es ist sicher ein Verdienst des Autors, daß der exegetische Teil dieser Arbeit nun in zwei dicken Bänden jedem leicht zugänglich ist. Zu begrüßen ist ebenfalls, daß ein dritter Teil mit der Literatur zum JohEv und den Johannesbriefen bereits in Druck ist und vielleicht auch für die übrigen ntl. Schriften eine solche Bibliographie erarbeitet werden wird. Andererseits muß der Benützer doch vor dem Irrtum gewarnt werden, als würde eine Verwendung dieser Sammlung ihn jeden weiteren Suchens entheben. So hat der Rezensent, um nur ein Beispiel anzuführen, keinen einzigen Artikel der zwei Reihen „Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt“ (Monographien, Aufsätze) entdecken können, was den Schluß nahelegt, daß nur das verarbeitet wurde, was sich gerade mehr oder weniger zufällig in der von der Arbeitsgruppe benützten Bibliothek fand. Das Vorwort informiert zwar darüber, daß im Baptist Theological Seminary Rüschlikon-Zürich die Unterlagen laufend ergänzt und auf den neuesten Stand gebracht werden; doch sollte sich dies auch rechtzeitig auf die Veröffentlichung auswirken. Nichtsdestoweniger werden beide Bücher der biblischen Wissenschaft gute Dienste leisten.

Linz

A. Fuchs

Das Neue Testament. Interlinearübersetzung Griechisch-Deutsch. Griechischer Text nach der Ausgabe von Nestle-Aland (26. Auflage) übersetzt von E. Dietzfelbinger, Neuhausen-Stuttgart 1986 (Hänsler-Verlag), XXVIII+1139 Seiten, geb. DM 78,—

Mit dieser Interlinearübersetzung ist ein von vielen lang ersehntes Hilfsmittel für die Benützung des griechischen NT geschaffen worden. Nicht nur Absolventen von Griechisch-Schnellkursen, deren Wirkung u.U. nach einiger Zeit sehr nachläßt, werden dankbar zu diesem Buch greifen; auch Leser mit Griechischkenntnissen aus der Gymnasialzeit werden es vorteilhaft finden, etwa bei Lasterkatalogen und ähnlichem nicht jedes seltene und unbekannte Wort lexikalisch nachschlagen zu müssen. Als Textgrundlage wurde die 26. Auflage von Nestle-Aland verwendet, drucktechnisch und ausstattungsmäßig ist das Buch überraschend gut. Auch der Preis ist in Anbetracht von 1139 griechisch-deutschen Seiten niedrig, obwohl er für Theologiestudenten noch über dem durchschnittlich Erschwinglichen liegen dürfte. Vielleicht ist dem Verlag für diese Zielsetzung noch eine günstigere Ausgabeform möglich.

XXVII: Bei Blaß-Debrunner-Rehkopf sollten die Vornamen angegeben werden; S. 654 ist *oft* irrtümlich zweimal geschrieben worden.

Linz

A. Fuchs

J. Ernst - K. Backhaus, Studium Neues Testament, Paderborn 1986 (Bonifatius-Druckerei), 122 Seiten, kart. DM 12,80

Diese Information über den inneren Aufbau und den inhaltlichen Rahmen des Lehrfaches „Neues Testament“ ist aus langjähriger Erfahrung im Hochschulbetrieb, besonders mit Seminaren und Proseminaren, entstanden. Der Studienanfänger soll befähigt werden, sich über Wichtiges und weniger Wichtiges innerhalb dieser Disziplin zu orientieren. Vor allem wird er im zweiten Teil beraten, wie er methodisch richtig an die Erstellung einer Seminararbeit herangeht, die inhaltlich und praktisch vor viele Probleme stellt. Obwohl das Buch für Studenten konzipiert wurde, dürfte es aber für jene von größerem Wert sein, die mit der Leitung von Seminaren beauftragt sind. Für die einen wie die anderen lassen sich aber ohne Zweifel viele nützliche Hinweise entnehmen, u. a. auch aus der einführenden Bibliographie, die als dritter Teil diesem Studienführer beigegeben ist. Daß verschiedene Werke nicht in der neuesten Auflage zitiert wurden (z. B. G. Strecker -

U. Schnelle, 79; Jerusalemer Bibel, 85; A.F.J. Klijn, 104), manches Einschlägige fehlt (bei den Übersetzungshilfen vermißt man u. a. M. Zerwick - M. Grosvenor, *A Grammatical Analysis of the Greek New Testament*, Rom 1984 [= 1981]; bei den Einleitungen R. F. Collins; unter den Reihen bzw. Zeitschriften fehlt SNTU vielleicht nicht nur dem Rezensenten und Herausgeber; von der Konkordanz zu Josephus von K. H. Rengstorf sind vier, nicht drei Bände erschienen) und anderes nicht unbedingt empfehlenswert ist (z. B. die Einführung von G. Adam - O. Kaiser - W. G. Kümmel wegen des überholten ntl. Teils [vgl. Fuchs, Beelzebulkontroverse, 210ff]), sind Anmerkungen, die wohl in einer weiteren Auflage berücksichtigt werden können. Davon abgesehen bietet das Buch wegen seiner inhaltlichen und methodischen Klarheit im angezielten Bereich eine verlässliche Hilfe.

Linz

A. Fuchs

H. Conzelmann - A. Lindemann, Arbeitsbuch zum Neuen Testament (UTB, 52), Tübingen ⁸1985 (Verlag J. C. B. Mohr), XVI+458 Seiten, kart. DM 24,80

Die Tatsache, daß das Arbeitsbuch in wenigen Jahren acht Auflagen erlebt hat, zeigt zur Genüge, daß die Kombination von Methodenlehre, ntl. Zeitgeschichte, Einleitung in die einzelnen Schriften des NT, Überblick über Person und Lehre Jesu sowie einer kurzen Geschichte des Urchristentums, zusammengefaßt in einem handlichen und preislich leicht erschwinglichen UTB, einem Bedürfnis der angezielten Leserschicht entspricht. Seit seinem ersten Erscheinen wurde das Buch auch an mehreren Stellen ergänzt und verbessert (seit der 7. Auflage enthält es u. a. ein Verzeichnis der griechischen und hebräischen Wörter) und wurden die Literaturangaben erneuert. Trotzdem oder gerade deshalb vermißt man zum Thema Redaktionsgeschichte (immer noch) die maßgebliche Studie von W. Trilling, *Das wahre Israel* (StANT, 10), München ³1964 (97) und fehlt bei der Behandlung der Formgeschichte fast jedes Wort einer Kritik an den weltanschaulichen Voraussetzungen der Methode und ihren Urhebern. Für den 1 Thess wäre R. Pesch, *Die Entdeckung des ältesten Paulus-Briefes*, Freiburg 1984 zur Verfügung gestanden und eine Auseinandersetzung mit der These von der Kombination zweier Briefe aus Athen und Korinth nach Thessalonich interessant und erwünscht gewesen. Verschiedene Äußerungen zur Literarkritik der synoptischen Evangelien erwecken den Eindruck, daß die Autoren den heutigen Forschungsstand zu Deuteromarkus kaum mehr als vom Hörensagen kennen. Für eine weitere Auflage kann man auch

gespannt sein, ob die inzwischen publizierten Thesen von Pesch zum Phil (Paulus und seine Lieblingsgemeinde, 1985) und 1 Kor (Paulus ringt um die Lebensform der Kirche, 1986), die ja das althergebrachte Bild der echten Pauluskorrespondenz nicht unbeträchtlich beeinflussen, das Interesse der Verfasser finden. Ohne daß der Grundaufbau, wie erwähnt, verändert werden müßte, bedürfte das ganze Arbeitsbuch doch an den genannten und mehreren weiteren Stellen einer größeren Berücksichtigung der neueren Literatur und ihrer Ergebnisse, um als verlässliche und ausgegliche Grundorientierung zum NT gelten zu können.

Linz

A. Fuchs

D. Lührmann, *Auslegung des Neuen Testaments* (Zürcher Grundrisse zur Bibel), Zürich 1984 (Theologischer Verlag Zürich), 121 Seiten, geb. DM 32,—

Dieses schmale Buch, das trotz seines anderslautenden Titels eine Art „Einleitung in das Neue Testament“ darstellt, bietet eine schwierigere Lektüre, als seine wenigen Seiten zunächst vermuten lassen. Wie der Autor selber mitteilt (28), ist es aus Proseminaren entstanden, die er im Verlauf von fast 20 Jahren in Heidelberg, Bethel und zuletzt in Marburg gehalten hat. Wer das Buch zu seiner Erstinformation oder zur Ergänzung von schon vorhandenem Teilwissen rasch lesen wollte, wird bald zur Kenntnis nehmen müssen, daß das nicht geht, weil es „einige höchst komplizierte Passagen“ (28) enthält und diese sogar das Eigentümliche der „Auslegung“ ausmachen. Es ist ein Verdienst dieses Entwurfes, daß er den Gang der exegetischen Wissenschaft und der dabei entwickelten Methoden in starker Verflechtung mit dem Gang der protestantischen Geistes-, Theologie- und Kirchengeschichte sieht; es ist zugleich aber auch der nicht geringe Nachteil dieser Präsentation, daß sie über die oft recht engen Begrenzungen dieses Gesichtsfeldes in einer Reihe von Belangen kaum hinauskommt. Sosehr es begreiflich ist, daß das Entmythologisierungsprogramm und die existentielle Interpretation R. Bultmanns gerade bei einem evangelischen Autor ausführlich zur Darstellung kommen, sosehr machen die entsprechenden Seiten (67–115) den Eindruck, als wollten sie Bultmann als immerwährenden Kirchenlehrer vorstellen, oder genauer und schlechter, als wäre Bultmann der einzige bzw. jedenfalls der maßgebliche Stern am exegetischen Himmel. Abgesehen von einigen Anfragen, die Lührmann S. 79 vermerkt, und der Darstellung der „neuen Frage nach dem historischen Jesus“ (104–107), wo sich die eigenen Schüler gegen Bultmann wenden, wird dem Proseminaristen

hauptsächlich eine einläßliche Beschreibung der Position Bultmanns geboten; von den ausgiebigen Zweifeln vieler und der entschiedenen Kritik und Ablehnung seiner Thesen erfährt der Leser beinahe nichts. So kommt L. mit keiner Silbe auf alte¹ und neue² Kritik an den weltanschaulichen Voraussetzungen der Formgeschichte zu sprechen, ihren übertriebenen Glauben an die schöpferische Kraft der kollektiven Urgemeinde oder darauf, daß sich für verschiedene literarische Formen gar nicht der behauptete Sitz im Leben der Urkirche finden läßt (dieser Standpunkt wird neuerdings z. B. von Schmithals, Einleitung, 310 vertreten). Ebenso wenig kommt in genügendem Maß zur Sprache, daß das Konzept der Entmythologisierung und der existentialen Interpretation in vielen Punkten auf heftige Kritik gestoßen ist und in der von Bultmann vorgelegten Form weithin abgelehnt wurde (stellvertretend für andere sei nur auf die Anfragen von H. Jonas verwiesen, in der von O. Kaiser herausgegebenen Schrift „Gedenken an Rudolf Bultmann“, Tübingen 1977). Dem Rezensenten erscheint es höchst zweifelhaft, daß es gestattet oder gar empfehlenswert sei, das Programm Bultmanns so ausführlich darzulegen, ohne in entsprechender Weise auf die Unklarheit und Fragwürdigkeit, die Irrtümer und Gefahren dieses Konzeptes hinzuweisen.

Mit seinen Äußerungen zur Linguistik, Wissenschaftstheorie und neuen Hermeneutik hat der Verfasser der Entwicklung der letzten Jahre Rechnung getragen; doch werden vermutlich diese Seiten zu jenem Stoff gehören, von dem die ehemaligen Seminarteilnehmer festgestellt haben: „Oft haben sich Teilnehmer überfordert gefühlt“ (28). Nicht daß die Konfrontation mit neuen Fragestellungen immer einfach und ohne Mühe sein könnte, doch scheint der bisherige Ertrag mancher Methoden im Vergleich zur aufgewandten Mühe eher bescheiden (vgl. H. Conzelmann - A. Lindemann, Arbeitsbuch zum Neuen Testament (UTB, 52), Tübingen⁸1985, VI).

Erstaunt wird mancher Leser vielleicht auch sein, wie konfessionell gebunden sich der Abschnitt über „Exegese und Ökumene“ erweist. Abgesehen davon, daß der Autor den Leser allzusehr auf rein protestantische Seitenwege verschleppt und

¹ E. Fascher, Die formgeschichtliche Methode. Eine Darstellung und Kritik. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des synoptischen Problems (BZNW, 2), Gießen 1924; E. Schick, Formgeschichte und Synoptikerexegese. Eine kritische Untersuchung über die Möglichkeit und die Grenzen der formgeschichtlichen Methode (NtA, 18,2–3), Münster 1940.

² H. Riesenfeld und B. Gerhardsson; R. Riesner, Jesus als Lehrer (WUNT, 2/7), Tübingen²1984; A. F. Zimmermann, Die urchristlichen Lehrer (WUNT, 2/12), Tübingen²1987; P. Stuhlmacher (Hg.), Das Evangelium und die Evangelien (WUNT, 28), Tübingen 1983; jetzt auch W. Schmithals, Einleitung in die drei ersten Evangelien, Berlin-New York 1985, 234–335 (Lit.).

mit Nebenproblemen befaßt, scheint er die tatsächliche Situation der internationalen Exegese in den verschiedenen Konfessionen nicht gern zur Kenntnis nehmen zu wollen. Wer eine Übernahme der Zweiquellentheorie im katholischen Bereich erst 1964 bzw. durch das zweite Vaticanum ermöglicht sieht, unterschlägt z. B. die monumentale Leistung von J. Schmid (bereits 1930), der dem Autor freilich auch schon in seiner Habilitationsschrift unbekannt geblieben ist. Wenn der Verfasser beklagt, daß von katholischer Seite die Formgeschichte „lediglich als formale Methode übernommen“ (103) worden sei ohne die viel weiter gehenden grundsätzlichen Implikationen und Folgerungen, die von den Urhebern wie von G. Ebeling, E. Käsemann und H. Conzelmann damit verbunden wurden, muß man darauf hinweisen, daß auch protestantische Autoren wie J. Jeremias oder P. Stuhlmacher diesen weithin unhaltbaren Thesen nicht gefolgt sind. Man vergleiche z. B. den letztgenannten Autor in dem mit H. Claß herausgegebenen Buch „Das Evangelium von der Versöhnung in Christus“, Stuttgart 1979, 5–11, der S. 11 davon redet, „daß die radikale Kritik zum erheblichen Teil von ihren impliziten Vorurteilen und Ausblendungen lebt“, und der bezüglich der von Lührmann fast kritiklos präsentierten Entmythologisierung meint: „In der etwas sauerstoff- und wortarmen Atmosphäre konsequent geübter Entmythologisierung haben wir es schon während unseres Studiums nicht mehr ausgehalten“ (7f).

All diese zum Teil von protestantischen Autoren selbst vorgebrachten Einwände oder Bedenken sollen aber nicht verdecken, daß der Leser in Zustimmung oder Ablehnung aus dem neuen Buch Lührmanns viel lernen kann. Als kritische Herausforderung hat es selbstverständlich sein Verdienst.

Linz

A. Fuchs

W. Schmithals, Einleitung in die drei ersten Evangelien (de Gruyter Lehrbuch), Berlin-New York 1985 (Verlag Walter de Gruyter), XI+494 Seiten, geb. DM 58,—

Diese Einleitung weicht von der üblichen „Norm“ der ntl. Einführungen, wie bereits das Vorwort kundtut, in mehrfacher Weise ab, indem es „Lehrbuch, Nachschlagewerk und Forschungsbeitrag“ in einem sein will. Der Charakter eines Lehrbuches kommt ihm zu, weil natürlich über den heutigen Stand der Erforschung der synoptischen Evangelien, literarische und theologische Eigenart der Schriften, Ziel-

setzung der Verfasser, Adressatengemeinden etc. informiert wird. Von größerer Bedeutung ist das Buch aber sicherlich als Nachschlagewerk über die äußerst komplizierte Forschungsgeschichte auf dem an sich schon komplexen Gebiet der Synoptischen Frage. Mit sehr viel Sachkenntnis referiert Sch. hier über die verschiedenen historischen Lösungsversuche des synoptischen Problems (Urevangeliumshypothese, Diegesenhypothese, Traditionshypothese, Benützungshypothese) und zeichnet aufgrund eingehender Literaturverarbeitung den langen und weitverzweigten Prozeß nach, der schließlich zur Ausbildung der Zweiquellentheorie führte. Fast ebensoviel Raum beansprucht dann die Darstellung der Traditionskritik, wie er die formgeschichtliche Richtung bezeichnet, und der redaktionsgeschichtlichen Epoche der Exegese. Innerhalb dieser Abschnitte sind, wenn sich aus der dichten Fülle des Materials auch nur das eine oder andere herausgreifen läßt, einige Positionen bemerkenswert und für den Verfasser charakteristisch. So kritisiert Sch. heftig die gesamte Grundvoraussetzung der formgeschichtlichen Forschung, daß Mk bzw. die Redaktoren der vormk Sammlungen *Einzelmaterial* aufgriffen und zu größeren Einheiten bzw. zum Evangelium gestalteten. Aus der Beobachtung, die bei Sch. von ausschlaggebender Bedeutung ist, daß sich vom synoptischen Erzählstoff weder bei Paulus noch in der übrigen ntl. Briefliteratur noch bei den frühchristlichen Autoren kaum auch nur Zitate oder Anklänge finden, zieht er den Schluß, daß „eine mündliche Überlieferung . . . sich also für das synoptische Erzählgut nicht nachweisen (läßt)“ (313). Oder „mit anderen Worten: Die synoptische Tradition des MkEv ist *vor* ihrer literarischen Fassung überhaupt nicht nachgewiesen, *nach* dieser literarischen Fassung begegnet sie *nur* literarisch“ (315). Zum ersten Mal wird sie in der mk Grundschrift greifbar, die man annehmen muß, weil sonst die weitgehende Einheitlichkeit im Stil der von Mk überlieferten Stücke nicht erklärbar wird (326). Mit dieser aus seinem Mk-Kommentar bereits bekannten und bisher nur kritisch aufgenommenen These ist Sch. weit über den Rahmen eines objektiven Referates hinausgeraten und bringt er seine eigene, sehr pointierte und nicht minder subjektive Meinung zur Geltung. Nicht anders steht es, wenn er bezüglich der von ihm vertretenen Frühschicht der Spruchüberlieferung Q¹ die Ansicht äußert, „daß nicht alle galiläischen Anhänger des irdischen Jesus von dem Jerusalemer Ostergeschehen und der österlich-christologischen Verkündigung der Urgemeinde betroffen wurden . . . Diese Nachfolger nahmen . . . zwar von Jesu Tod Notiz, nicht jedoch von seiner Auferweckung“ (402). Es ist zu fürchten, daß diese Rekonstruktion zwar als phantasievoll, aber als nicht recht vorstellbar beurteilt werden wird. Ein weiteres gravierendes Defizit macht sich bei der Vorstellung der Zweiquellentheorie bemerkbar. Obwohl auch dieses Kapitel wie bei Sch. immer detailreich und mit viel Literatur vor allem aus dem 19. Jahrhundert dargeboten

wird, gewinnt man den Eindruck, daß der Autor in Abwehr alles Neuen praktisch auf dem Standpunkt seines Kommentars von 1979 stehengeblieben ist und besonders Auffassungen, die in Widerspruch zu seiner Meinung stehen, nur mit Widerwillen oder garnicht zur Kenntnis nimmt. Sonst ließe sich nicht verstehen, daß er bezüglich der Zweiquellentheorie noch immer behaupten kann, daß sie „das synoptische Problem . . . nahezu unanstößig löst“ (197; vgl. 187), daß er keinen wesentlichen Unterschied zwischen der Urmarkus- und der Deuteromarkus-These erkennt (im Prinzip leisten sie seiner Meinung nach dasselbe) (vgl. 203) und mit Bezug auf die für die Zweiquellentheorie kritischen *minor agreements* ein völlig irreführendes und verharmlosendes Bild entwirft, das auf gründlicher Unterschätzung ihres Ausmaßes, ihrer Qualität und ihrer Bedeutung beruht (209–215). Es muß sich rächen, wenn man eine Reihe von Arbeiten nur im Literaturverzeichnis anführt, sonst aber an ihnen vorübergeht, ohne sie im geringsten zur Kenntnis zu nehmen. Die Wiederholung der Beurteilung von J. Schmid, die positiven Übereinstimmungen bestünden „größtenteils aus stilistischen Änderungen, wie z. B. der Beseitigung des Asyndetons durch Einfügung von καί, δέ, οὖν, im Ersatz von καί durch δέ, des historischen Präsens oder des Imperfekts durch den Aorist, der Beseitigung des pleonastischen ἀρχεσθαι und des unpersönlichen Plurals, auch in Verbesserungen des Wortschatzes“ (212), ist längst als ziemlich hölzerne Sicht überholt, die die entscheidenden theologischen Motive einer dahinterstehenden Redaktion eher versteckt als erkennbar macht. So stellt sich heraus, daß die vom Verfasser präsentierte „Lösung“ des synoptischen Problems (mk Grundschrift, Q, *agreements*) gerade soweit sie seinen *eigenen* Standpunkt spiegelt, nicht bloß eigenwillig, sondern unvertretbar ist, was den Charakter des Buches als Lehrbuch sehr in Mitleidenschaft zieht. Unbeschadet dessen ist aber die kenntnisreiche Arbeit ein wertvolles Nachschlagewerk für die *Geschichte* des synoptischen Problems, das man jederzeit gern zur Hand nimmt.

Linz

A. Fuchs

D. Mann, Mit dem Neuen Testament im Gespräch, II: Die Briefe und die Offenbarung des Johannes (Arbeitsbücherei für den Hauskreis, 2), Konstanz 1986 (Christliche Verlagsanstalt), 163 Seiten, kart. DM 16,80

Der Gegenstand dieses Buches sind nicht, wie der mißverständliche Titel auch besagen kann, die Johannesbriefe und die Johannesoffenbarung, sondern die letztere

und die ntl. Briefe überhaupt. Es bildet damit die Ergänzung zu dem in dieser Zeitschrift (SNTU 11 [1986] 217f) schon besprochenen Teil 1 über die Evangelien und die Apg.

Am Anfang steht eine Hinführung zur Briefliteratur des NT, die mit Recht, wenn auch am Rande (11), auch die sich als Brief gebende Offb einbezieht (9–13). Es folgt eine „Einführung in das literarische Werk des Apostels Paulus“ (14–25), die sich aber nur unter „I. Hinführung“ (14–22) mit den Briefen selbst beschäftigt. Hier geht es um drei gerade für exegetische Laien wichtige Problemkreise: die Unterschiede zwischen dem Paulusbild der Briefe und dem der Apg, die Abgrenzung des genuin paulinischen Werkes und seine „Schwerverständlichkeit“ – ein weniger schönes Wort (18 u.ö.). Dabei werden die ersteren gut dargestellt, aber mit ihrer Erklärung aus der unterschiedlichen Situation der Verfasser (statt auch aus ihrer Theologie) letztlich doch verharmlost. Bei der Verfasserfrage wird zunächst sehr behutsam, aber mit richtigen und verantwortbaren Argumenten das Problem der Echtheit bzw. der unpaulinische Charakter von „2 Thess, Kol, Eph, 1 und 2 Tim und Tit“ (17) behandelt; dann aber werden diese Hinweise, obwohl die theologische Bedeutung der Echtheitsfrage ausdrücklich relativiert wird (17f), praktisch wieder zurückgenommen und die Differenzen zu den anderen Briefen aus einer „Entwicklung des Paulus“, dem „Fortgang der Zeit“ oder dem Wechsel der Adressaten (bei den Pastoralbriefen Mitarbeiter statt Gemeinden) erklärt (18; vgl. 93f zu 1 Tim). Die Gründe für die Fremdheit der Briefe dagegen leuchten ein. Diese „Hinführung“ ergänzen skizzenhaft Ausführungen zum „Schlüsselerlebnis“ (22f) und zum „Lebensweg“ (24f) des Paulus.

Der Hauptteil des Buches erschließt an Hand jeweils einer kurzen Hinführung und einer verständlichen Auslegung ausgewählter Abschnitte insgesamt elf Briefe und die Offb. Besprochen werden Röm 3,21–31; 5,1–11; 8,18–30; 13,1–7; 1 Kor 1,18–25; 3,5–17; 7,1–16; 8; 12; 2 Kor 5,1–10; 8,7–9 und 9,6–15; Gal 5,1–15; Eph 4,1–16; Phil 2,5–11; 1 Tim 2,1–7; Hebr 1,1–4; 10,19–25; Jak 1,19–27; 1 Petr 2,18–25; 1 Joh 2,12–17; Offb 1; 2,8–11 und 3,14–22; 5; 21,1–8. Wie Phil 2,5–11 zeigt, ist die Auswahl nicht immer repräsentativ. Wichtiger ist dem Buch, wozu die „Fragen zum Text“ jeweils anregen sollen: die persönliche Auseinandersetzung. Möge ihm solche Anregung vielfach gelingen. Damit wäre manches Fragezeichen, das bei den Einführungen noch zu setzen wäre (z. B. Gal 2,11–4,31 als lehrhafter Teil?), mehr als aufgewogen.

J. A. T. Robinson, Wann entstand das Neue Testament?, Paderborn-Wuppertal 1986 (Verlage Bonifatius-Druckerei und R. Brockhaus), 383 Seiten, kart. DM 32,—

Robinson stellt den überkommenen und mühsam erarbeiteten relativen Konsens bezüglich der Abfassungszeit der ntl. Schriften radikal in Frage. Er geht davon aus, daß sich für die weithin anerkannte Datierung einer Reihe von Büchern nach 70 das Ereignis der Zerstörung Jerusalems durch die römische Besatzungsmacht seiner Meinung nach zuwenig deutlich abzeichne. Wenn der Großteil der Exegeten üblicherweise auf Mt 22,7 verweist, stellt er dem die Behauptung sekundärer Allegorese entgegen und wehrt alle historischen Erklärungen damit ab, daß K. H. Rengstorf die angegebene Stelle mit Hilfe atl. Muster als Topos antiker Strafexpeditionen erwiesen habe. Auf die Kritik dieser nicht stichhaltigen Erklärung geht der Verfasser nicht ein, wie er auch den maßgeblichen Beitrag zur Exegese von Mt 22,1–13 von A. Vögtle, Die Einladung zum großen Gastmahl und zum königlichen Hochzeitsmahl, in: ders., Das Evangelium und die Evangelien (KBANT), Düsseldorf 1971, 171–218 nicht kennt und sich damit manche lästige Frage erspart. Ähnlich „zurückhaltend“ zeigt sich R. auch in der Beurteilung der synoptischen Frage, die für sein Thema natürlich von Bedeutung ist. Sie ist ganz generell gekennzeichnet von einer „splendid isolation“, die als Autoritäten vor allem W. R. Farmer und E. P. Sanders kennt, dafür aber praktisch auf die ganze redaktionsgeschichtliche Forschung und ihre Resultate verzichtet! So ist es ihm problemlos möglich, die Vermutung auszusprechen, „daß — sagen wir — Matthäus im Lauf des Redaktionsprozesses von Markus beeinflusst worden sein kann, oder Lukas von Matthäus, ohne daß wir gezwungen sind zu glauben, daß das eine Evangelium später als das andere zu datieren ist“ (103), bzw. bezüglich Mk zu erklären, es sei „eine übertriebene Behauptung, wenn man dieses Evangelium als das Basisdokument für die beiden anderen ansieht“ (aaO.). Zur Beruhigung konzidiert er dem schockierten Leser zwar nebenbei, daß all diese „allgemeinen Bemerkungen . . . nur durch spezielle Studien bestätigt werden können“ (104), aber *er* braucht diese Studien für seinen Beweisgang nicht.

Aber nicht nur die Mk-Priorität findet vor ihm keinen Gefallen, auch die relative Datierung der spätneutestamentlichen Schriften durch die heutige Exegese ist leeres, unverantwortliches Gerede. „Das Auffüllen der subapostolischen Ära mit einem Halbschatten von Pseudo-Paulussen, Pseudo-Petrussen, Pseudo-Johannesen (und sogar Pseudo-Judassen!), das sich auf keinerlei Befund stützen kann, der nicht aus diesen Dokumenten selbst gezogen worden ist, ist wirklich ein erstaunlich dreister Trick“ (360). Der Verfasser macht sich dabei nicht die Mühe, auf die

schwierigen Probleme der Pseudepigraphie und der literarischen wie der theologischen Paulusimitation und deren Motive ernsthaft einzugehen. Wie für das ganze Buch charakteristisch, kennt und benützt R. die einschlägige Literatur nur sehr sektoral – über englische Titel und Übersetzungen kommt er nur relativ selten hinaus – und finden sich die Namen etwa von N. Brox, J. Gnilka, H. Merklein, F. Mußner, W. Trilling, P. Trummer oder F. Zeilinger, die in den Fragen zu Deuteropaulus kaum zu umgehen wären, nicht einmal im Register. So verwundert es nicht, daß die ganze Argumentation enttäuscht und über das Niveau einer schlechten Seminararbeit nicht hinauskommt.

Am Schluß seiner Untersuchungen gibt R. dem Leser, der zu Beginn im Begriff war, die phantasiereichen Kapitel gewissenhaft zu überprüfen und ernstzunehmen, zu verstehen, daß er „alle die Aussagen dieses Buches“ ohnehin nur oder hauptsächlich „als Anfragen“ verstanden habe (369). „Das Buch erhebt gewiß nicht den Anspruch, eine abschließende und endgültige Datierung des Neuen Testaments zu sein – wenn auch nur deshalb, weil ich mir bewußt bin, wie oft ich im Lauf dieser Arbeit meine Meinung geändert habe“ (aaO.). So sehr man der Auffassung zustimmen kann, daß Robinsons radikale These nicht viel mehr ist als ein billiger Essay und die vorschnelle Veröffentlichung eines flüchtigen und oberflächlichen Einfalls, so unverantwortlich dürftig ist die Methode und so miserabel die Sachkenntnis auf Gebieten, auf denen er durch sein Redetalent den Anschein von Kompetenz erregt. Obwohl traditionelle Theorien und Positionen jederzeit einer Prüfung standhalten und hinterfragbar sein müssen, ist dies kein Beispiel eines gangbaren Weges. Die britische Exegese hat schon Besseres geboten; die Reaktion auf die englische Ausgabe beweist es zu ihrer Ehre.

Der Übersetzer ist oft sprachlich und inhaltlich überfordert und entstellt den Text Robinsons wiederholt bis zur Unverständlichkeit, z. B. 108 (vgl. 98f englisch); 113: Helden statt Heiden; 91: Troad statt Troas; 89: schlampiger griechischer Text usw.

Linz

A. Fuchs

Th. Zahn, Grundriß der Geschichte des Neutestamentlichen Kanons. Dritte, um ein Register erweiterte Auflage mit einer Einführung von U. Swarat, Wuppertal ³1985 (Verlag R. Brockhaus), 97 Seiten, kart. DM 19,80

Es ist ein unzweifelhaftes Verdienst der Theologischen Verlagsgemeinschaft R. Brockhaus und Brunnen, daß sie lang vergriffene Standardwerke der Vergangenheit durch Neudrucke dem heutigen Leser wieder zur Verfügung stellen. Nach der Einführung des neuen Herausgebers rechtfertigt es das Thema des ntl. Kanons, die Person des Verfassers und die besondere Konzeption des vorliegenden Entwurfs, das 1904 zuletzt erschienene Werk neu zugänglich zu machen. Zahn steht ja mit seiner Definition des Kanons als den im Gottesdienst gelesenen Schriften mit der dogmengeschichtlichen Auffassung A. v. Harnacks in Widerspruch, wonach eine bestimmte Zahl von Schriften als Norm betrachtet und auf gleiche Ebene mit dem AT gestellt wurde. Selbst wer die Entstehung des ntl. Kanon nicht wie der Herausgeber als „die bei weitem folgenreichste Entscheidung, die je in der Christenheit getroffen wurde“ (Einführung), betrachtet, wird die Bedeutung dieses Prozesses für das Verständnis des NT nicht bestreiten wollen. Und daß Zahn wie kaum jemand sonst in den einschlägigen Fragen kompetent und versiert war, bedarf auch keiner Erwähnung. Da die neuere Forschung z. B. bezüglich der Sammlung der echten Paulusbrieфе und der Entstehung und Sammlung der deutero- und tritopaulinischen Briefe die Wurzeln des Kanonisierungsprozesses freigelegt hat, kann wohl auch das eigentliche Thema dieses Buches dort und da mit neuem Interesse rechnen. In Anbetracht der Vorteile der Neuausgabe dieser Abhandlung nimmt man es gern in Kauf, daß der Druck gegenüber dem Original etwas verkleinert werden mußte. Ein Register der zitierten antiken Autoren von Swarat erleichtert die Benützung.

Linz

A. Fuchs

D. G. Meade, Pseudonymity and Canon. An Investigation into the Relationship of Authorship and Authority in Jewish and Earliest Christian Tradition. (WUNT, 39), Tübingen 1986 (Verlag J. C. B. Mohr), VIII+257 Seiten, geb. DM 98,—

Seit dem Aufkommen kritischer Studien zum NT ist das Problem sogenannter unechter Schriften in der Bibel eine Crux für die Bibelwissenschaft gewesen. Meade stellt in seiner soeben erschienenen, auf gründlicher Verarbeitung der Literatur basierenden Untersuchung zunächst in einem einleitenden Kapitel das Problem

selbst und dann in einem kritischen Überblick die früheren Lösungsversuche dar. Er findet, daß diese fast durchwegs von den Charakteristika der spätantiken Literaturwissenschaft ausgehend formale Parallelen als inhaltliche angesehen haben. Daher wurde der jüdische Hintergrund besonders in Hinblick auf Überlieferung und Offenbarung zu lange vernachlässigt, wodurch eine Spannung zwischen literarhistorischem und theologischem Aspekt entstand.

Er hebt zur prinzipiellen Klärung des Problems ein „Muster“ für die Erscheinungen von Anonymität und Pseudonymität in den prophetischen, weisheitlichen und apokalyptischen Traditionen Israels (demonstriert an den Beispielen Jesaja, Salomo, Daniel und Henoch) heraus, in denen sich als immer wiederkehrender Zug die „Vergegenwärtigung“, d. i. die Notwendigkeit, eine Überlieferung für kommende Generationen zu aktualisieren, feststellen läßt. Diese stete Aktualisierung beruht auf der bindenden Überzeugung von der Kontinuität der Offenbarung und der je erlebten Eingebung, sie zu interpretieren. Trotz der Eigenart des Neuen Bundes lassen sich Parallelen zu diesem Muster im NT (wieder beispielhaft) an den Pastoral-, dem Epheser- und den beiden Petrusbriefen ziehen.

Die hier zugrundeliegende Pseudonymität steht nun in einem komplexen Verhältnis zum Kanon. In diesem besonders manifestiert sich der Unterschied der Perioden: Die Entstehungszeit der Schriften ist von derjenigen, in der diese Zeugnisse in einen (geschlossenen) Kanon gefaßt wurden, durch Generationen getrennt. Nach der ntl. Zeit begann der Zusammenhang der Autoren mit den atl. Vorläufern sich aufzulösen. Die Zeit der Kirchenväter bezeugt eine schrittweise Zurückweisung der Vergegenwärtigung in derjenigen Art und Weise, wie sie die außerkanonischen Schriften charakterisiert. Die Feststellung pseudonymer Herkunft oder anonymen Abfassung einer Schrift darf zu keinem Vorurteil verleiten, ob sie als inspiriert zu gelten habe oder nicht. Aufnahme in den Kanon gilt in erster Linie als Feststellung autoritativer Überlieferung.

Es bleibt die Frage: Wenn es eine Inspiration gibt, die nicht endete, und die Notwendigkeit, Gottes Offenbarung zu aktualisieren (vergegenwärtigen), wozu dann ein feststehendes Corpus von Schriften mit autoritativer Geltung? Liegt der Ort der Offenbarung und der Autorität in dem dynamischen *Prozeß* der Überlieferung durch persönliche Begegnung oder im *Produkt* der Überlieferung, d. i. im Kanon? Die erstere Ansicht würde in Subjektivismus enden, den Zusammenhang zwischen Gottes Wirken in der Vergangenheit und im Heute zerstören und damit die providentielle Einmaligkeit und Auserwähltheit aufheben, indem sie die Überlieferung allgemein menschlichem Streben anheimgibt. Demgegenüber sichert der Kanon den Zusammenhang der Erlösungsgeschichte, jedoch nicht als geschlossener Block

von Lehren, sondern als dialogischer Bericht vom Zusammenwirken Gottes und seines Volkes.

Die theologische Rechtfertigung des Abschlusses des Kanons liegt in der bleibenden Natur der Ereignisse, die er berichtet und reflektiert. Er bezeichnet den Standard, aber nicht den Umfang der Inspiration, ebenso den der Überlieferung. Das Wort Gottes mußte und muß immer aktualisiert werden entsprechend den Bedürfnissen der augenblicklichen Hörer. Vergewärtigung dauert an, aber jetzt nur nach biblischem Muster. Sie liegt außerhalb der biblischen Texte und kann nicht mehr Teil des Corpus selbst werden. Der Kanon, vergleichbar der Hypotyposis (in 1 Tim 1,16; 2 Tim 1,13), d. i. dem „Vorbild der gesunden Lehre“, legitimiert durch seinen Umriß die Vergewärtigung und beurteilt sie zugleich.

Linz

F. Weißengruber

L. Vaganay - C. B. Amphoux, *Initiation à la critique textuelle du Nouveau Testament*. Collection Etudes annexes de la Bible de Jérusalem, Paris 1986 (Les Editions du Cerf), 300 Seiten, 15 Tafeln, geb. ffr 145,—

En 1934, L. Vaganay avait publié une *Initiation à la critique textuelle du Nouveau Testament* qui demeura le guide pour des générations d'étudiants de langue française. Une réédition s'imposait depuis longtemps, compte tenu de tant de découvertes de manuscrits et de l'affinement des méthodes. Le regretté Jean Duplacy, qui fut associé en son temps au projet du NT graeci editio major critica, accumulait les données pour un grand Manuel de critique textuelle. La mort le surprit avant l'achèvement du travail. Son disciple, C. B. Amphoux, professeur à la Faculté de théologie protestante de Montpellier, et responsable du Centre de documentation sur les manuscrits de la Bible en cette même Faculté, a accepté de reprendre le travail de Vaganay. Il s'agit d'une 2e édition, entièrement revue et actualisée. Des sigles permettent du premier coup d'œil de reconnaître le texte de Vaganay, les modifications et les passages entièrement neufs.

Cette *Initiation* s'adresse en premier aux étudiants en théologie pour les guider dans l'utilisation d'un appareil critique et leur permettre de découvrir les grandes phases de l'histoire du texte. Des planches, pas toujours bien tirées, donnent des photos de manuscrits et d'éditions critiques. Les pp. 255–295 offrent la plus grande utilité, avec de nombreuses tables et une bibliographie raisonnée.

Dans cette brève recension, je ne m'attacherai pas à rappeler ce que doit contenir toute Initiation : présentation des témoins du texte, historique des recherches et des éditions, mais je relèverai les questions de *méthode* qui sont soulevées et qui retiendront l'attention des spécialistes.

Comme son maître J. Duplacy, C. B. Amphoux attache beaucoup d'importance à l'étude des minuscules (p. 42 sv), qui, malgré leur date tardive, ont pu conserver de précieuses leçons. Après avoir présenté la „Multiple Method“, utilisée par E. C. Colwell pour le classement des manuscrits, il relève les critiques de J. Duplacy contre une méthode qui se contente de fixer les relations d'un manuscrit avec des types précédemment connus, sans s'interroger sur la validité de ce classement. Comme le préconisait J. Duplacy, il faut délimiter un choix de lieux variants significatifs pour établir les parentés entre types de textes (p. 110–112). Travail infini, car selon les passages étudiés, les affinités ne sont pas les mêmes! Malgré la difficulté du travail, Duplacy et Amphoux ont établi l'existence d'un texte „occidental“ des épîtres catholiques (J. Duplacy, Le texte „occidental“ des épîtres catholiques, dans: NTS 16 (1969–70) 397–399; – C. B. Amphoux, Le texte des épîtres catholiques. Essais de classement des états du texte, préparatoires à une histoire du texte de ces épîtres, Thèse, Paris 1981).

L'intérêt de nos auteurs se porte avant tout sur l'histoire du texte avant 200. C'est un fait bien connu que les variantes intéressantes sont déjà attestées à cette date. C. B. Amphoux s'élève contre la bipolarisation entre Texte occidental et Texte égyptien; en complément à son Initiation on lira la recension qu'il vient de donner sur l'ouvrage de M.-E. Boismard - A. Lamouille, Le texte occidental des Actes des Apôtres. Reconstitution et réhabilitation, 2 vol., Paris 1984, dans: Bib 67 (1984) 410–414.

Comme le disait L. Vaganay, en cette période ancienne „le texte est en liberté surveillée“. Il faut tenir grand compte aux débuts de l'interaction entre l'oralité et l'écriture. L'étude des procédés du style oral, tels que M. Jousse en a fait la théorie, doit aider à comprendre comment dans le respect du sens le texte pouvait être transmis avec une certaine liberté dans l'expression. La grande coupure s'est établie après 135, quand l'élément judéo-chrétien s'est considérablement affaibli et que de nouvelles exigences se sont manifestées, pour un texte plus stable et grammaticalement plus correct. De nombreux efforts ont été tentés en ce sens, notamment celui qui aboutit au texte de P⁷⁵ – B. On voit que J. Duplacy et Amphoux ne partagent pas l'optimisme de C. M. Martini sur la valeur exceptionnelle de ce type de texte et qu'ils s'inscrivent parmi les tenants de la „méthode éclectique“ à l'encontre des principes

trop rigides qui, selon eux, ont inspiré les éditeurs du nouveau *textus receptus* (The Greek New Testament = Nestle-Aland²⁶).

Bien entendu on aimerait de plus amples justifications pour l'appui de thèses qui seront loin de faire l'unanimité. Les indications bibliographiques permettent d'orienter le travail personnel. On constatera ainsi qu'il ne s'agit pas d'une simple Initiation, mais d'un ouvrage qui, dans sa forme concise et la clarté de son expression, stimulera la réflexion de beaucoup.

Bourges

E. Cothenet

A. J. Bellinzoni (Hg), *The Two-Source Hypothesis. A Critical Appraisal*, Macon 1985 (Mercer University Press), X+486 Seiten, geb. \$ 39,95

Dem Herausgeber, der über W. Farmer und damit über die Griesbachschule in Verbindung mit der Forschung zum synoptischen Problem gekommen ist, ist die verdienstvolle Initiative zuzurechnen, daß er zusammen mit W. O. Walker und J. B. Tyson den Neudruck dieser Aufsatzsammlung ermöglicht hat. Es handelt sich um 27 Beiträge, die zwischen 1924 und 1981 von synoptischen Fachleuten zum Thema erschienen sind. Bellinzoni war es darum zu tun, schwer zugängliche oder nicht genügend bekannte Artikel bzw. Abschnitte aus forschungsgeschichtlich bedeutenden Monographien (IX) abzudrucken und dadurch auch eine weitere Beschäftigung mit dem Problem zu stimulieren, doch leidet die Auswahl unter einem doppelten Mangel: Einmal besteht das konkrete Reservoir nur aus englischsprachigen Beiträgen und andererseits ist generell das Feld der in Betracht gezogenen Literatur allzu eng und wissenschaftlich unsachgemäß begrenzt. Man muß im Namenregister nur unter B. C. Butler, D. L. Dungan, W. R. Farmer, A. Farrer, J. C. Hawkins, E. P. Sanders, B. H. Streeter und V. Taylor nachsehen, um zu erkennen, wie der Horizont abgesteckt und die Schwerpunkte gesetzt sind. Als bezeichnend mag es ein Leser auch finden, daß die Dissertation von C. M. Tuckett, die eine ausführliche Kritik der Griesbachhypothese vorlegt, mit keinem Wort erwähnt wird, obwohl sie englisch geschrieben und darum leicht zugänglich gewesen wäre und obwohl sie von der Sache her unbedingt herangezogen hätte werden müssen, ganz abgesehen von der Außerachtlassung weiterer intensiver Kritik. Unter solchen Voraussetzungen ist man nicht überrascht, daß B. von einer Herausforderung an die Zweiquellentheorie und von einer Erschütterung dieses Systems spricht (9, Anm.

14; 10) bzw. die Befürchtung ausspricht, daß der Großteil der ntl. Forscher vielleicht auf Sand baut, weil er sich um die (von der Farmerschule) vorgebrachten Einwände zuwenig oder überhaupt nicht kümmert (vgl. 11). Auf der gleichen Ebene liegt es, wenn der Herausgeber meint, der Beweisstand für die Zweiquellentheorie habe sich seit Streeter praktisch nicht verändert, weil er damit die weltweit bekannten Resultate der redaktionsgeschichtlichen Forschung, die wie kaum etwas sonst die Mk-Priorität bestätigen, total mißachtet (14). Das ist zwar nicht der Fehler Belinzonis allein, sondern eines der grundlegenden Symptome der Griesbachgruppe überhaupt. Bedauerlicherweise wird jedoch eine Mangelerscheinung dadurch, daß sie bei mehreren Autoren anzutreffen ist, noch nicht zur Tugend und die Außerachtlassung einer ganzen Forschungsrichtung auch durch Wiederholung nicht zur Wissenschaft. Man kann es nun bereits zwei Jahrzehnte beobachten, daß sich die Griesbachbewegung praktisch um keinerlei Kritik und Einwand kümmert, sondern unentwegt die eigenen Thesen wiederholt, die weithin zu ihrer Untermauerung keinen synoptischen Text benötigen. Es ist auf diesem Hintergrund bereits ein Gewinn, daß in diesem Sammelband die Verteidiger der Zweiquellentheorie wenigstens aus der englischsprachigen Welt zu Wort kommen, wenn die erwähnte Theorie auch nicht in den USA entstand und trotz Streeter kein britisches Produkt ist, was mit sich bringt, daß maßgebliche oder sogar entscheidende Beiträge anderswo erschienen sind. Eine überzeugende Auseinandersetzung im objektiven Sinn – eine Absicht, die B. nicht bestritten werden soll, – wird deshalb die *gesamte* zu diesem Thema relevante Literatur, die immer noch zum Großteil auf deutsch existiert, berücksichtigen müssen, wenn sie wirklich ernstgenommen werden will. Daß B. das Gewicht der für die Synoptische Frage sehr maßgeblichen agreements gänzlich verkennt und mit Ausnahme zweier Zitate von der Deuteromarkusthese, die die Griesbachtheorie radikal in Frage stellt, keinerlei Notiz nimmt, sei nur nebenbei erwähnt, obwohl er hier den nach Meinung des Rezensenten entscheidenden Einwand gegen die Zweiquellentheorie zur Hand gehabt hätte. (Vgl. z. B. 15: Mt und Lk stimmen nie gegen Mk überein, oder 17: „Subsequent to the Temptation story, there is not a single case in which Matthew and Luke agree in inserting the same saying at the same point in the Markan outline“): Als getreuer pedisequus Farmers bringt B. seine Meinung zum Ausdruck, die Übereinstimmungen gegen Mk seien am besten mit Griesbach zu lösen (17); daß in der neueren Diskussion (C. M. Tuckett, A. Fuchs) reihenweise Argumente dagegensprechen, kümmert den Autor nicht.

Schließlich sei auf Äußerungen hingewiesen, die Tyson in seiner Zusammenfassung macht und die typisch sind für das Buch. Auch er redet von Infragestellung der

Zweiquellentheorie in fundamentalen Belangen und hält in Unkenntnis der anders liegenden Tatsachen die Autoren dieses Bandes für „the leading scholars“. Überraschen mag, daß Tyson von den Argumenten auch des eigenen Lagers nicht recht überzeugt ist, weil er aus der Lektüre aller Aufsätze des Bandes den Schluß zieht, „that nothing convincing has emerged from this long and tortuous discussion“ (438). Und entgegen seinem Glauben an die „leading scholars“ stellt er gegen Ende auch fest: „There is a sense in which the essays printed here are not totally representative of the current state of the problem“ (452). Trotzdem bleibt nach seiner Überzeugung die Zweiquellentheorie angeschlagen und die Farmersche Griesbachthese die bedeutendste Alternative (aaO.).

Bei aller unausweichlichen Kritik an dem zu engen Horizont der Auswahl sei aber nochmals ausdrücklich der Eifer anerkannt, eine sicherlich nicht fehlerfreie Theorie neu zu hinterfragen und wichtige Beiträge aus dem englischsprachigen Gebiet als Stimulus für zukünftige Forschung neu zugänglich zu machen.

Linz

A. Fuchs

Ph. Rolland, *Les premiers évangiles. Un nouveau regard sur le problème synoptique* (LD, 116), Paris 1984 (Les Editions du Cerf), kart. 260 Seiten, ffr 145,—

In vielen Fällen haben Bücher eine lange Entstehungsgeschichte, und auch die Thesen dieser neuen Monographie zur Synoptischen Frage sind nicht der erste diesbezügliche Entwurf des Autors. Lange Jahre hat er in Brazzaville NT doziert und in mehreren Artikeln bereits erahnen lassen, wie er das alte Problem neu zu lösen versucht. Vgl. Ph. Rolland, *Les prédécesseurs de Marc. Les sources présynoptiques de Mc 2,18–22 et parallèles*, in: RB 89 (1982) 370–405; ders., *Marc, première harmonie évangélique?*, in: RB 90 (1983) 23–79; ders., *Les évangiles des premières communautés chrétiennes*, in: RB 90 (1983) 161–201. Ein erster Abriß der Hypothese fand sich schon in L. Sabourin, *Il vangelo di Matteo*, Marino 1975, 177–180. Schließlich haben Kurse an der Ecole biblique soviel Begeisterung erweckt, daß dessen Direktor F. Refoulé den Verfasser zum Schreiben dieses Buches überreden konnte, das sich einerseits an das quellenkritische Modell M.-E. Boismards anlehnt, andererseits jedoch manche seiner Ansichten verwirft oder modifiziert. Zumindest in der Kritik an der von vielen bevorzugten Zweiquellentheorie und im Rekurs auf vorevangeliare Quellen haben sie aber eine gemeinsame Basis. Vorsichtigerweise macht R. am Ende der Einleitung darauf aufmerksam, „daß sich in dieser Domäne

[nämlich der Erforschung des synoptischen Problems] nach vielen unfruchtbaren Versuchen Klugheit empfiehlt, und daß niemand jemals sicher sein kann, alle Fakten eines so komplizierten Problems in Betracht gezogen zu haben“ (13). Leider gewinnt man von Kapitel zu Kapitel in steigendem Maß den Eindruck, daß diese Befürchtung, ohne daß der Verfasser es so gemeint hat, auch für sein eigenes Werk Geltung hat und eine sorgfältige Analyse des synoptischen Tatbestandes und eine intensive Berücksichtigung der Literatur zu ganz anderen Ergebnissen führen würden.

R. gliedert seine Darstellung in drei Teile. Zunächst wird das Ungenügen der bisherigen älteren Theorien nachzuweisen versucht (15–56), dann die neue Hypothese vorgelegt (57–208) und zuletzt noch ein Blick auf Lösungsversuche der jüngeren Vergangenheit geworfen (209–244). Eine Zusammenfassung und eine bibliographische Ergänzung beschließen die Arbeit.

Wenn man sich an die Skizze des Verfassers selbst in seiner Zusammenfassung hält (247f), so gewinnt seine These ungefähr folgende gröberen Konturen. Es ist für R. fundamentaler Ausgangspunkt seiner Konstruktion, daß die Evangelisten sehr wenig von der ihnen zur Verfügung stehenden Tradition weggelassen haben. Vielmehr wurde ein Ur-Evangelium durch die christlichen Gemeinden, in denen es benützt wurde, schrittweise mit verschiedenem Material angereichert. Das hebräische Jerusalemer „Evangelium der Zwölf“ entwickelte sich in Antiochien zum „hellenistischen Evangelium“, in Ephesus oder Philippi zum „paulinischen“. Mk war bestrebt, die Überlieferung beider Stränge zu bewahren, und gestaltete aus diesen zwei Schriften sein eigenes Evangelium. Auch Mt und Lk, die nicht von Mk abhängig sind, hatten eine ähnliche sammlerische Tendenz und formten aus ihren Quellen jeweils ein neues Werk. Mt benützte dazu das hellenistische Evangelium (=Proto-Mt), Q und sein Sondergut; Lk stand das paulinische Evangelium (=Proto-Lk), Q und ebenfalls sein spezifisches Sondergut zur Verfügung. Der mit der synoptischen Forschung vertraute Leser merkt sofort, daß in diesem Modell eine Art Diegesenhypothese (vgl. F. Schleiermacher bzw. X. Léon-Dufour) bzw. richtiger eine präsynoptische Dokumententheorie (M.-E. Boismard) vertreten wird, die R. vor allem im Vorwort des Lk bestätigt sieht, das von vorausgehenden Versuchen erzählt, einen Bericht τῶν πεπληροφορημένων ἐν ἡμῖν πραγμάτων zu verfassen. Ganz allgemein braucht der Autor im ganzen Buch praktisch keinen griechischen Text und läßt, von sporadischen Vokabelvergleichen abgesehen, auch die Ergebnisse der redaktionsgeschichtlichen Forschung fast völlig außer acht. Diese letztere ist ihm unwillkommen bzw. sogar suspekt, weil sie wie die ganze Zweiquellentheorie mit beträchtlichen Kürzungen, Streichungen und Auslassungen durch spätere

Autoren rechnet, was ihm mit dem Respekt unvereinbar scheint, den die Christengemeinden von Anfang an der Überlieferung entgegenbrachten. Die mangelnde Vertrautheit Rollands mit der redaktionsgeschichtlichen Forschung der letzten Jahrzehnte und das damit verbundene, gerade erwähnte Vorurteil, spätere Evangelisten hätten praktisch nichts aus ihren Quellen weglassen dürfen, scheinen zu den Grundvoraussetzungen zu gehören, die die Weichen dieser Arbeit schon vor ihrem Beginn stellen. Daß dann nur mehr eine ziemlich mechanistische, wenn auch erfindungsreiche Quellenkombination zur Erklärung der synoptischen Phänomene übrig bleibt, wird niemand verwundern.

Wenn man auf die phantasievolle Rekonstruktion des Verfassers noch weiter eingehen will, sind vor allem folgende Momente von Interesse. Wie erwähnt, kann R. eine Abhängigkeit des Lk von Mk und damit auch die Zweiquellentheorie nicht akzeptieren, da ihm ein Übergehen von soviel Mk-Stoff durch Lk, wie es nach diesem Modell üblicherweise angenommen wird, unvertretbar scheint. Von daher sieht er sich gezwungen, mit einem Wachstumsprozeß zu rechnen, der aber verästelt sein muß, damit er die wechselnde Übereinstimmung im vorhandenen Stoff der Synoptiker erklären kann. Im Anschluß an Eichhorn glaubt er ein Urevangelium annehmen zu können, das mit dem allen drei Synoptikern gemeinsamen Stoff identisch war (C = commun). Das bei Mk und Mt vorhandene Material (= A), das eine universalistische Tendenz aufweist (150), führt er auf die Hellenisten von Apg 6,1–6 zurück (152), sodaß das aus C+A bestehende Evangelium (= Proto-Mt) sich als griechische, in Antiochien entstandene und nur geringfügig veränderte Fassung des Evangeliums der Zwölf herausstellt. Analog steht es mit dem paulinischen Evangelium, das um 58 entweder in Philippi oder Ephesus entstanden ist. Für diese griechische Fassung ist jenes Material typisch, das Mk und Lk gemeinsam haben (=B) und das R. wegen seines Interesses an Exorzismen auf paulinisches Milieu und mündliche Überlieferung aus seinem Missionsbereich zurückführt. Zur Schaffung dieses Proto-Lk kam es, als das Evangelium der Zwölf für die paulinischen Gemeinden übersetzt und von ihnen benützt wurde (156).

Das Werk des Mk ist es nun, Proto-Mt und Proto-Lk zu einer neuen Schrift, dem MkEv, zu vereinigen. Weil der Evangelist einfache Wörter aus jeder seiner Quellen übernimmt, kommt es zu dem bekannten Phänomen der Doppelausdrücke. Darüber hinaus bringt der Redaktor neue Züge in den Text hinein (122), er erwähnt Leidenschaften und Gefühle (128) und ist für Farbigkeit und Lebhaftigkeit verantwortlich (131). Auch die minor agreements kommen so zustande. Der Autor ist sich leider nicht dessen bewußt, daß zum Phänomen der duality eine weit umfassendere Studie als die seine von F. Neirynck existiert; er nimmt keinerlei Rücksicht

darauf, daß seit mehr als 100 Jahren die Exegese den Nachweis dafür erbracht hat, daß die persönlichen und farbigen Elemente nicht ein später Eintrag des Mk sind, sondern von den Seitenreferenten aus theologisch-dogmatischen Gründen zugunsten eines erhabeneren Christusbildes eliminiert wurden, und entwickelt seine These weithin überhaupt ohne jede ernsthafte Auseinandersetzung mit fundierteren Studien gewissermaßen in einem elfenbeinernen Turm. Da er auch zu den agreements keinerlei Literatur benötigt, bleibt ihm auch ihr Charakter und die Tragweite dieses Phänomens völlig verborgen. Nicht anders steht es mit seiner Beurteilung des Mk-Textes, von dem er meint, daß er häufig jünger sei als der des Mt (77), den er im Vergleich dazu als homogener, einfacher und jüdischer ansieht. So hat man, um nur ein Beispiel anzuführen, bei Mt 8,28–34 „in keiner Weise den Eindruck eines Textes, der den des Mk abkürze“ (80); vielmehr sind die über Mt hinausgehenden Erzählzüge von Mk 5,1–20 „eine sekundäre Reinterpretation des ursprünglichen Berichts, der von Mt bewahrt wurde“ (aaO.). Mit dieser Erklärung hat er keine Schwierigkeit, weil er auch hier weder die Studie von R. Pesch (SBS, 56) noch die Beobachtungen zur Wunderinterpretation des Mt von H. J. Held noch sonst irgendeine redaktionsgeschichtliche Untersuchung, und sei es nur, um sie zu widerlegen, benötigt. Zu welchen Konsequenzen das Schema des Autors führt, kann man auch noch bei Mk 2,23 par Mt 12,1 beobachten. Obwohl die Einschätzung des Ährenabraufens als verbotene Sabbatarbeit bei Mk weitaus mehr als das Abreißen aus Hunger bei Mt die palästinische Umwelt widerspiegelt, ist es für R. gerade umgekehrt. Er übersieht dabei auch, daß Lk genau mit Mt parallel ist, und der einschlägige Artikel von H. Aichinger (SNTU 1 [1976] 110–153) ist natürlich unbekannt. Unnötig zu sagen, daß auch Lk oft älter, homogener und einfacher ist als Mk (101), sodaß etwa Mk 1,40–45 weit entfernt davon ist, die Quelle für Lk 5,12–16 zu bilden, besonders wenn einen die ausführliche Studie von R. Pesch, Jesu ureigene Taten (QD, 52), Freiburg 1970, 52–113 nicht in dieser Meinung stört.

Nachdem Mk so eigenwillig beurteilt wird, verwundert es nicht, daß auch Q, das Mt und Lk benutzen, ein ungewohntes Profil erhält. Zu dieser Quelle gehören auch Stücke, die Mt ausgelassen hat, wie z. B. die Rückkehr der 72 Jünger Lk 10,17–20, die Totenerweckung von Nain Lk 7,11–16, oder auch solche, die weder Mt noch Lk übernommen haben. Dafür stammen die Perikopen Mt 18,12–13 par; 19,28 par; 22,1–10 par und 25,14–30 par eher aus der mündlichen Tradition als aus der Quelle, die, wie sich gezeigt hat, nicht unbedingt mit der zweifachen Überlieferung gleichzusetzen ist (173). Da eine Reihe von Q-Texten universalistisch ausgerichtet sind, identifiziert R. diese Schrift als Evangelium der Gottesfürchtigen, die sich um Cornelius in Cäsarea sammelten, und für dessen griechische Fassung der Hellenist Philippus in Frage kommt (179).

Zuletzt sei noch erwähnt, daß Lk für R. ungefähr gleich alt ist wie Mk (um 67), während Mt, ein christlicher Rabbi, schon auf die jüdische Religionsverschärfung von Jamnia reagiert. Nicht bestreiten kann man dem Buch gute Beobachtungen zur Unabhängigkeit des Mt von Lk und umgekehrt und überzeugende Argumente gegen die von anderer Seite unermüdlich erneuerte Griesbachhypothese. So ist es sehr bedauerlich, daß der sehr klaren Präsentation der These keine qualitativ gleichwertige Sachdiskussion mit der wissenschaftlichen Forschung korrespondiert und der Verfasser über den geistigen Einzugsbereich der Ecole biblique (vgl. das enthusiastische Vorwort!) nicht hinauskommt. Mit mehr Gründlichkeit in der Methode, genaueren Beobachtungen am Text und wirklicher Auseinandersetzung mit der Literatur hätte er sowohl dem synoptischen Problem wie der Ecole biblique einen besseren Dienst erwiesen als durch seinen alles beherrschenden französischen Solipsismus.

Linz

A. Fuchs

G. Schimanowski, Weisheit und Messias. Die jüdische Voraussetzungen der urchristlichen Präexistenzchristologie (WUNT, 2/17), Tübingen 1985 (Verlag J. C. B. Mohr), XIII+410 Seiten, kart. DM 78,—

Mehr als zehn Jahre hat sich der Verfasser mit der schwierigen Materie dieses Buches befaßt, bevor er seine Ergebnisse in einer Dissertation der Theol. Fakultät Tübingen (1981) vorgelegt und sie für den Druck nochmals überarbeitet hat. Gegenstand seiner Studien ist die jüdische Denkform der „Präexistenz“ von Personen und Dingen vor ihrem Eintritt in die Welt oder ihrer irdischen Erschaffung. Im besonderen wird im Judentum Palästinas, der Diaspora Alexandriens, in der Apokalypthik, aber auch im Rabbinismus von einer Präexistenz der Weisheit, der Tora und des Messias in der Welt Gottes gesprochen. Von der Weisheit z. B., der ältesten Konkretisierung dieses Denkschemas, sagen Ijob 28, Spr 8, Sir 1 und 24, daß sie schon vor aller Schöpfung existierte, daß Gott alles übrige durch diese Weisheit erschuf und daß sie so eine Brücke zwischen Schöpfung und Schöpfer darstellt, mit Hilfe deren der Mensch Gott erkennen kann. Nach Sir 24, 1—12 verläßt sie ihre himmlische Heimat und findet einen irdischen Ruheort in Israel, dem Volk Jahwes; in Sion schlägt sie ihr Zelt auf. Für Bar 3f ist die Weisheit Gottes vor allem repräsentiert in der Tora und identisch mit ihr. Abgesehen von der alexandrinischen Theologie kommt durch die apokalyptischen Schriften ein neues Element in das Aussagen-

gefleht. Die betreffenden Autoren empfinden die Zeitverhältnisse so schlecht und bedrückend, daß sie eine Anwesenheit der Weisheit auf Erden bestreiten. Weil diese auf der Erde keine Wohnung fand, kehrte sie wieder „an ihren (himmlischen) Ort zurück“ (äthHen 42,2). Erst am Ende der Tage ist sie wieder da und wird den Gerechten verliehen. Hier ist ein Anknüpfungspunkt für das zweite Thema des Buches, den Messias. Auch er ist präexistent, von Uranfang an da, in nächster Nähe des Thrones Gottes (äthHen 48), und mehr als andere auserwählte Menschen mit Weisheit begabt. In Mich 5 und in den Bilderreden des Henoch wird „sein Name genannt“, d. h. der Menschensohn für seine Aufgabe bestimmt. Mit dem Autor kann man also sagen: „Durch das Postulat der Präexistenz werden (Weisheit und) Tora und Messias in die unmittelbare Nähe des Schöpfers gerückt. Durch die Vorordnung vor die Welt erhalten sie ihren qualitativen Wert vor allem anderen, was in der Welt existiert“ (303). M. a. W. bedeutet Präexistenz des Messias also eine Rede-weise, die dem Leser die kaum aussprechbare und formulierbare Größe, Würde und Bedeutung des Messias anschaulich machen will, ohne eine metaphysische Aussage zu treffen. Es ist selbstverständlich, daß von dieser Basis aus auch verschiedene ntl. Texte einen „neuen“ Hintergrund erhalten, worauf Sch. aber nur in einem relativ kurzen Ausblick zu sprechen kommt. Jedenfalls ist das Buch geeignet, einen heute fremd gewordenen, für die Christologie aber äußerst wichtigen Hintergrund nahezubringen und verständlich zu machen. Es scheint, daß die ntl. Exegese diesem weithin „apokryphen“ Thema in Zukunft mehr Aufmerksamkeit schenken muß, als es bisher der Fall war.

Linz

A. Fuchs

C. C. Caragounis, *The Son of Man. Vision and Interpretation* (WUNT, 38), Tübingen 1986 (J. C. B. Mohr), IX+310 Seiten, geb. DM 118,—

Es scheint, daß die exegetische Wissenschaft mit dieser monographischen Studie zum Menschensohnproblem einen maßgeblichen Schritt nach vorne gemacht hat. Eine solche Nachricht oder Erkenntnis ist umso erfreulicher, als es sich bei der Menschensohnfrage um ein anerkanntermaßen schwieriges Problem handelt, das schon lange diskutiert wird, in weitverzweigte Nebenfragen hineinreicht, zu den kontroversesten Antworten geführt hat und das mit vielen Vorurteilen belastet ist. Mehr als einmal wurde es auch schon als fast unlösbar bezeichnet und haben einzelne Exegeten ihre Lösungsversuche resigniert aufgegeben. Umso mutiger war es

vom Verfasser, sich trotzdem in das Gewirr der Probleme und der Literatur einzuarbeiten und das Resultat seiner mehr als vierjährigen Studien in diesem Buch vorzulegen.

Caragounis hat die Fragen zum Thema in vier Gruppen gegliedert und behandelt der Reihe nach die philologischen Probleme bezüglich des Vorhandenseins und der Bedeutung eines aramäischen Substrats für den griechischen Ausdruck Menschensohn (I), das Vorkommen des Begriffs im AT, im besonderen bei Daniel (II), die entwickeltere Vorstellung in den Bilderreden des Henoch, im 4. Buch Esra, in der rabbinischen Literatur und in der Umwelt Jesu (III) und schließlich Inhalt, Herkunft und Historizität des Titels Menschensohn im Munde Jesu selbst (IV). Die Diskussion wird nicht nur an Hand der Quellen, sondern für die ersten drei Kapitel auch in gründlicher Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur geführt, sodaß der Leser auch auf diesem schwer zu überschauenden Feld einen guten Überblick erhält.

Nach einer kurzen Einleitung, die mit den wichtigsten Streitpunkten der Forschung vertraut macht (Identifizierung von „Menschensohn“ mit „ich“, Bestreitung eines titularen Gebrauchs vor Jesus bzw. der Urkirche, historische und theologische Einordnung der Bilderreden des Henoch, Kap. 37–71; Interpretation des Bildes von Dan 7 auf die Heiligen des Höchsten = Israel oder Engelwesen; möglicher titularer Gebrauch des Ausdrucks durch Jesus, usw.), skizziert der Autor die verschiedenen Phasen der philologischen Auseinandersetzung. Aufbauend auf der Diskussion um die Jahrhundertwende (H. Lietzmann, G. Dalman, P. Fiebig), die u. a. um das Vorkommen von *bar enasch* als Äquivalent für Menschensohn und seine genaue Bedeutung im Aramäischen ging, hatte 1965 G. Vermes durch Einbeziehung weit umfangreicheren Quellenmaterials das Interesse neu entfacht und die These aufgestellt, daß *bar enasch* nichts anderes als „jemand“ bedeutet und in bestimmten Fällen an die Stelle des Personalpronomens „ich“ getreten sei. Obwohl seine Beweise teilweise auf Kritik stießen (F. H. Borsch, J. Jeremias, C. Colpe, J. A. Fitzmyer), wurde der aramäische Ausdruck in der erwähnten Bedeutung doch im wesentlichen gesichert. C. merkt dazu aber an, daß diese Erkenntnis noch nicht die titulare Verwendung von Menschensohn im NT erklärt, um die es vor allem geht.

Im zweiten Kapitel erweisen sich zunächst die zahlreichen religionsgeschichtlichen Erklärungsversuche für „Menschensohn“ als phantasievoll und unhaltbar und der Verfasser bestätigt der Gruppe dieser Autoren der Sache nach mehr als einmal „loose thinking“. Auch die Gleichsetzung des danielischen Bildes mit Israel oder Engelgestalten muß als schlecht begründet ausscheiden. Seine eigene Untersuchung erweist, daß Menschensohn im AT (außer Dan) ein theologischer Begriff ist und

nicht den Menschen an sich bezeichnet, sondern diesen in seiner Schwäche und in seiner Entfremdung von Gott (58). Bei Dan 7 taucht hingegen ein neuer Inhalt auf. Hier handelt es sich um ein himmlisches, präexistentes Wesen, ausgestattet mit Ehre und Macht, in unmittelbarer Nähe zu Gott, das den unterdrückten und verfolgten bzw. getöteten „Heiligen des Höchsten“ Gerechtigkeit verschafft. Nach C. kritisiert Daniel mit diesem neuen Konzept die Vorstellung eines irdisch-politischen, davidischen, königlichen Messias, der mit militärischer Streitmacht die Feinde Israels besiegt, und setzt an dessen Stelle den präexistenten, mit göttlicher Macht ausgestatteten Menschensohn. Besonders nach den Erfahrungen des Exils genügt dem Propheten kein irdischer Messias mehr; die traditionelle jüdische Messiaserwartung ist völlig unzureichend und falsch!

Nach der Darlegung der Bedeutung des danielischen „Menschensohnähnlichen“ prüft C. im dritten Kapitel, ob es im Judentum außerhalb des Buches Daniel eine titulare Menschensohnavorstellung gibt und wie diese aussieht. Es ist evident, daß hier äthHen und 4 Esra eine bedeutende Rolle spielen. In einem Exkurs weist der Verfasser die aufgrund der Qumranschriften entstandene Behauptung zurück, die für die Menschensohngestalt wichtigen Bilderreden des Henoch (= Kap. 37–71) seien nachchristlich, und setzt die Entstehung wieder im 1. vorchristlichen Jahrhundert an, sodaß eine Verbindung zwischen Daniel (2. Jh. *vor* Chr.) und 4 Esra (1. Jh. *nach* Chr.) entsteht, die für die Interpretation der Texte wichtig ist. Durch eine Strukturuntersuchung gelingt es C. zu zeigen, daß äthHen 46 nach Inhalt und Aufbau von Dan 7 abhängig ist, was es ermöglicht, die neuen Züge als Beitrag des Verfassers zu erkennen. Ohne hier das nähere Detail anführen zu können, geht der Autor von äthHen 46 so vor, daß er neben die drei bekannten jüdischen Messiasitel „der Erwählte“, „der Gesalbte“ und „der Gerechte“ die präexistente Gestalt aus Daniel stellt und ihr dieselben Eigenschaften verleiht wie den drei bekannten Figuren bzw. umgekehrt. So gelingt es ihm, der vertrauten messianischen Gestalt die neuen Züge des Menschensohnes zu verleihen und gleichzeitig den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß die alten Vorstellungen nicht reichen. M. a. W. vertritt äthHen ein neues Messiasbild, das durch die danielische Menschensohnavorstellung entscheidend überhöht ist, und dies wie Daniel in Israel selbst und vor Christus. Man muß nicht eigens erwähnen, daß dieses Resultat für einen möglichen Gebrauch dieser Vorstellung durch Jesus von großer Bedeutung ist. Da trotz gewichtiger Unterschiede auch 4 Esra 13 eine Menschensohnavorstellung enthält, die grundlegend die davidische Messiasvorstellung übersteigt, bekundet sich auch hier das Vorhandensein einer Ausdrucksweise, wie sie Jesus gemäß den Evangelien benutzte. Schließlich zeigt der Autor anhand von rabbinischen Stellen und im NT durch Joh

9,35; 12,34; 8,28; Mk 14,60–62 parr und Apg 7,56, daß den Juden und sogar den Zeitgenossen Jesu die titulare Menschensohnavorstellung nicht unbekannt war.

Das letzte Kapitel widmet sich den Menschensohnaussagen der Evangelien selbst (69 bei den Synoptikern; 13 bei Joh). Wie es die exegetische Situation erfordert, geht C. zuerst ausführlich auf die Kriterien ein, die echte Jesusworte von solchen der späteren Tradition unterscheiden lassen. Man darf weder das Kriterium der Unähnlichkeit noch das der mehrfachen Bezeugung anwenden, um damit jesuanische von unjesuanischen Worten zu unterscheiden. Und auch die von Bultmann bekannte Einteilung in die drei Gruppen, die vom (a) kommenden, (b) leidenden und auferstehenden und (c) vom gegenwärtig wirkenden Menschensohn reden, bietet keine Handhabe, um die eine oder andere Gruppe Jesus zu bestreiten. Nach C. hat Jesus sich für den Menschensohn im Sinn von Dan und äthHen gehalten, aber aus seiner Erfahrung mit dem wachsenden Widerstand und der Feindschaft der Führer Israels mit Leiden und Tod gerechnet (193f) wie mit der Rechtfertigung durch Gott (196.201). Aufgrund dieser festen Überzeugung Jesu sind ihm Logien aller drei Gruppen zuzurechnen (vgl. 190: irdischer Menschensohn; 201: der leidende Menschensohn; 204: der erhöhte Menschensohn; 212: alle drei), sodaß eine Ausweitung der danielischen Vorstellung durch Jesus angenommen werden muß. Daß dieses Bewußtsein Jesu auch Konsequenzen hat für die Auffassung von der Herrschaft Gottes und das Messiasverständnis Jesu entscheidend (um-)prägt im Vergleich zur herrschenden Erwartung, wird vom Verfasser im Anschluß daran noch kurz gestreift.

Es ist wohl nicht zu bestreiten, daß C. mit diesem Konzept eine eindrucksvolle These vorgelegt hat, die größte Beachtung verdient. Ein Fortschritt scheint mir vor allem im vorneutestamentlichen Bereich gegeben zu sein, auch in den Grundaussagen vom Menschensohnbewußtsein Jesu. Dagegen müßte, ohne daß das hier genau belegt werden kann, der ntl. Befund wohl viel eingehender und sorgfältiger analysiert werden, als es konkret geschieht. Als gravierend empfindet es der Leser, daß C. mit der redaktionsgeschichtlichen Forschung schlechtest vertraut ist und die Synoptiker als „independent parallel sources“ zu werten imstande ist (162). Wenn auf diesem Gebiet so extreme Positionen wie L. Frey, R. Riesner und P. Rolland als Gewährsmänner angeführt werden (letzterer nur aus NTA 28 und doppelt falsch zitiert!), verrät der Autor damit, daß ihm die intensive übrige Forschung nicht genügend bekannt ist und daß er auf dem Gebiet der Synoptikerexegese Spreu nicht von Weizen zu unterscheiden weiß. Ein Grund ist sicherlich neben anderem darin zu sehen, daß die deutschsprachige Wissenschaft, abgesehen von Übersetzungen ins Englische, weitgehend ausgeblendet ist, was auch schon in anderen Publikatio-

nen zu verzerrten Resultaten geführt hat. Trotz dieser Einschränkungen hält der Rezensent das Buch für eine bedeutende Arbeit, die auf einem schwierigen Gebiet wichtige und gute Einsichten vermittelt. Die Mängel – u. a. viele Druckfehler – werden sich in einer zweiten Auflage sicher beheben lassen.

Linz

A. Fuchs

M. Müller, Der Ausdruck „Menschensohn“ in den Evangelien. Voraussetzungen und Bedeutung (Acta Theologica Danica, 17), Leiden 1984 (Verlag E. J. Brill), XI+280 Seiten, geb. hfl 90,—

Es ist aufschlußreich, nach der Menschensohn-Monographie von C. Caragounis (vgl. dazu die Rezension in diesem Buch S. 206–210) die kurz vorher erschienene Abhandlung von M. Müller zu lesen. Der Verfasser geht anders vor und kommt, was entscheidend ist, zu anderen Resultaten. Um die Position deutlich zu machen, kann man anführen, was Müller selbst in seiner Zusammenfassung (245) herausstellt: Die „Untersuchung hat erbracht, daß weder das Danielbuch, noch das 1. Henochbuch, das 4. Esrabuch oder das Neue Testament Hinweise enthalten, die die Existenz einer besonderen Vorstellung im Zusammenhang mit dem Vorkommen des Ausdrucks ‚Menschensohn‘ vor der Entstehungszeit der evangelischen Überlieferung wahrscheinlich machen. Auch die Annahme, der Ausdruck sei in seiner jetzt in den synoptischen Evangelien und im Johannesevangelium vorliegenden Form vorstellungsgebunden, entbehrt jeder Grundlage. Das Vorkommen des Ausdrucks ‚Menschensohn‘ in der Evangelientradition geht weder auf die Übernahme einer bestimmten Messiasvorstellung zurück noch handelt es sich dabei um einen besonderen christlichen Messiasitel“. Statt dessen ist M. der Überzeugung, „daß der Ausdruck seinen Hintergrund in einer speziellen aramäischen Redeweise hat, in der er innerhalb einer bestimmten Kategorie von Aussagen zur Umschreibung für den Sprecher dient“, und weiters, „daß die Aussagekraft der evangelischen ‚Menschensohn‘-Logien einzig und allein in dem dort *über* den ‚Menschensohn‘ Ausgesagten zu suchen ist“ (254). „Eine ausgezeichnete Analogie zu(m) . . . Gebrauch der *bar nasch(a)*-Redeweise“ finde sich bei Paulus in 2 Kor 12,2–5 (257); die einerseits zurückhaltende, andererseits auffällige Redeform Jesu sei nachösterlich zu einem Kristallisationspunkt für Logien geworden, die die Bedeutung Jesu formulieren wollten (258f). Weil man jedes Menschensohnwort daraufhin befragen muß, „ob es im Rahmen von Jesu Erdenleben verständlich ist“ oder nicht, sind „wohl alle die

Logien als nicht-ursprüngliche Jesusworte abzuschreiben . . . , die von der Stellung des ‚Menschensohns‘ jenseits von Tod und Auferstehung sprechen“ (258). Der Rest, soweit er nicht noch andere Zeichen sekundärer Gestaltung an sich hat, kann Jesus zugeschrieben werden (259). – Obwohl eine Reihe von Gemeinsamkeiten bestehen, sind die Unterschiede in den Entwürfen von Müller und Caragounis doch nicht zu verkennen.

Wenn man nach den Weichenstellungen sucht, von wo aus die Interpretationen so verschiedene Wege gehen, liegt der maßgebliche Punkt wohl in der Behauptung bzw. Bestreitung einer titularen Menschensohnavorstellung vor Jesus. Soweit man sich ohne spezielles Studium bezüglich dieser Frage und ohne alle Details des jeweiligen Beweisganges nachprüfen zu können, ein Urteil erlauben darf, scheint Caragounis der Nachweis der Existenz einer individuellen, präexistenten Menschensohnavorstellung in äthHen 46 und 4 Esra 13 gelungen zu sein, wenn dieser Begriff von Jesus auch erweitert und umgeformt wurde. Für M. wird diese Beobachtung nicht wirksam, weil ihn eine andere Tatsache in eine verschiedene Richtung führt. Er sieht, daß die Menschensohntexte der Evangelien nur zu einem Teil überhaupt an die Bildsprache von Dan 7,13–14 anknüpfen, während die übrigen unabhängig sind (Kap. 4), was für M. nur erklärlich ist, wenn es keine feststehende Menschensohnavorstellung gab. Man gewinnt den Eindruck, daß die von Caragounis aufgewiesene Überwindung der davidischen Messianologie durch das titulare Menschensohnkonzept von äthHen 46 ein wichtiges Datum für die Menschensohnavorstellung darstellt und Jesu Rechnen mit einem gewaltsamen Tod und der darauffolgenden Rechtfertigung durch Gott eine Ausweitung des Begriffs Menschensohn verständlich macht. Diese Differenz in einem nicht unwichtigen Punkt, die in allererster Linie die Autoren zu neuer Überprüfung fordert, kann aber nicht verdecken, daß die Abhandlung Müllers sehr klar angelegt ist und die Auseinandersetzung mit der Sache wie mit der Literatur ausgiebig führt. Nicht zuletzt zeigen die Unterschiede auf ihre Weise, wie komplex und schwierig die Menschensohnfrage ist und als wie verdienstvoll jeder Versuch gewertet werden muß, der überhaupt den Mut hat, Probleme klären zu helfen.

G. Schwarz, Jesus „der Menschensohn“. Aramaistische Untersuchungen zu den synoptischen Menschensohnworten Jesu (BWANT, 119), Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1986 (Verlag W. Kohlhammer), X+352 Seiten, kart. DM 74,—

Die unermüdliche Diskussion um die Menschensohnlogien des NT und ihre Wurzeln im AT, in den Apokryphen und im Sprachgebrauch und Selbstbewußtsein Jesu, die zu einer immer schwieriger zu überschauenden Flut von Publikationen geführt hat, hat eine neue Monographie hervorgebracht, die nach Meinung des Autors das Problem grundlegend anpackt und mit einem großen Wurf das meiste vom Tisch fegt, was andere dazu bisher gesagt haben. Schon im Vorwort läßt der Verfasser den Leser wissen, daß diese „Aramaistischen Untersuchungen“ . . . den Nachweis erbringen, daß das ‚Menschensohnproblem‘ nichts weiter ist als ein christologisches Scheinproblem“ (V). In allen Selbstaussagen Jesu ist $\acute{o} \nu\iota\delta\varsigma \tau\omicron\upsilon \acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\omicron\upsilon$ = *bar nascha* nur eine verhüllende Umschreibung für „ich“, und: „Im Sinne von ‚der Menschensohn‘, als christologischer Hoheitstitel gemeint, begegnet es im Munde Jesu nicht ein einziges Mal“ (VI). Wenn die synoptischen Evangelien doch diesen Eindruck erwecken, so hat das damit zu tun, daß der von Jesus gebrauchte Ausdruck *bar nascha* von den Evangelisten „nachweislich falsch, weil willkürlich ins Griechische übersetzt worden ist“ (1). „Richtiger wäre es . . . gewesen, die Synoptiker hätten das von Jesus gebrauchte *bar nascha* statt mit $\acute{o} \nu\iota\delta\varsigma \tau\omicron\upsilon \acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\omicron\upsilon$ einfach mit $\acute{o} \acute{\alpha}\nu\theta\rho\omega\pi\omicron\varsigma$ wiedergegeben“ (9f; vgl. 14. 323). Man kommt zu diesen Erkenntnissen, wenn man bedenkt, daß Jesus nicht nur aramäisch sprach, sondern „seine Worte durchweg poetisch gestaltet hat“ (87). „An unvereinbaren Parallelüberlieferungen“ (88) einzelner Logien merkt man deutlich, daß sie bei der Übersetzung und im Lauf der Weitergabe zum Teil starke Veränderungen erfahren haben. Das Gebot der Stunde heißt also Emendation der Texte im Sinne von Ausscheidung aller sekundären Elemente und Rückübersetzung in die rhythmische Form des Aramäischen. Das bietet die Gewähr, daß „der uns überlieferte Wortlaut“ von „Hör-, Lese-, Schreib- und Übertragungsfehler(n)“ sowie von „Fehldeutungen, Irrtümer(n) und Mißverständnisse(n)“ wieder gereinigt werden kann (88, vgl. 95). Der Autor, der für redaktionsgeschichtliche Überlegungen keinerlei Sinn entwickelt, weiß zwar, „daß diese Methode [der Emendation] von einigen Neutestamentlern mit Argwohn, von anderen mit äußerster Skepsis betrachtet wird“ (89), doch durfte ihn dies nicht vom einzig richtigen Schritt abhalten. Und wenn dieselben einer hypothetischen Rückübersetzung mit Vorbehalt gegenüberstehen, dann nur „aus Gründen, die fast irrational anmuten, weil die betreffenden Forscher urteilen, ohne sich je hinlänglich mit dem Aramäischen befaßt und mit der Methode der Rückübersetzung beschäftigt zu haben“ (91). Den Vorwurf „reiner Willkür“, den man

gegenüber seinen zahllosen Emendationen erheben könnte, pariert der Autor mit dem konstanten Hinweis auf den gleichbleibenden Rhythmus des aramäischen Wortlauts (vgl. 196). Es ist bei Anwendung einer solchen Methode nicht erstaunlich, daß die Ergebnisse sehr glatt ausfallen. *bar enasch* ist von Jesus nur „als verhüllende Umschreibung für ‚ich‘ gebraucht“ worden (325); „von einer titularen Verwendung . . . ist in keinem einzigen der vorhandenen Belege auch nur der Schatten einer Spur zu entdecken“ (aaO.); zu dieser Auffassung konnte nur die titular mißverstandene Stelle Dan 7,13 verleiten (323) etc. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die einfache und radikale Methode des Autors kaum überzeugen kann, ganz abgesehen davon, daß man eine Auseinandersetzung mit Beobachtungen wie die von C. Caragounis (vgl. die Rezension in diesem Band S. 206–210) gänzlich vermißt. In technischer Hinsicht und als Stoffsammlung verdient das Buch aber Anerkennung.

Linz

A. Fuchs

H. F. Bayer, *Jesus' Predictions of Vindication and Resurrection. The Provenance, Meaning and Correlation of the Synoptic Predictions* (WUNT, 2/20), Tübingen 1986 (Verlag J. C. B. Mohr), XI+289 Seiten, kart. DM 78,—

This is the second of two Aberdeen Ph. D. theses supervised by Professor R. A. Barbour which have appeared in the WUNT series, the first being E. J. Schnabel's work *Law and Wisdom from Ben Sira to Paul* (1985); the reviewer would therefore like to take this opportunity to express publicly the gratitude of the Faculty of Divinity at Aberdeen to Professor M. Hengel and his colleagues for their willingness to publish them. In both cases the theses are by German authors but submitted in English, and it is a mark of the high quality of the authors' command of the language and the efficiency of the typesetters that they reach a high standard of accuracy.

Bayer's thesis is subtitled 'The provenance, meaning and correlation of the Synoptic predictions', and is an important attempt to consider again the nature of the sayings which refer to Jesus' hope of future vindication and resurrection. He begins wisely with the more certain material, namely the sayings ascribed to Jesus in which in various less direct ways he speaks of his own future vindication, and he establishes the probability that these are indeed authentic expressions of the certainty of future vindication by God. Against this background he can then move on to a discussion of the sayings whose authenticity is most sharply questioned, the

predictions of resurrection associated with the passion. Finally, he is able to argue that these all form one complex of sayings which go back in essence to Jesus.

The thesis is essentially a critical discussion of modern scholarship on the subject; this means that it is extremely detailed and thorough, and in consequence it is fairly solid, heavy reading. The task is eased by the presence of frequent summary statements. The author stresses that the period of tribulation envisaged in the cup and baptism sayings is one of judgment for a limited period of time, and hence the hope of divine vindication is implicit in the metaphors. He also argues that the concept of resurrection used by Jesus was ambivalent, so that his statements appear as explicit predictions only in the subsequent light of the resurrection event. He argues convincingly that the predictions of resurrection and of the parousia are not interchangeable concepts in the earliest tradition by showing that there are some significant inherent differences between them. He is well aware of the challenge to his position from recent British study of the phrase 'Son of man', but he argues that acceptance of the generic use of the Aramaic phrase by Jesus does not preclude influence on his usage from Dan 7.

Bayer ably referees the numerous scholarly opinions on every detail of the texts in order to reach his own assessment of them. Aware that previous scholars have tended to concentrate on the passion-predictions as *passion*-predictions, he has endeavoured to approach them from a new angle by focusing on the vindication and resurrection elements. With due scholarly caution he has been able to offer a strong case for the authenticity of this element in the teaching of Jesus and to show that it fits well into the total context of his message of the kingdom of God. The conclusion is thus a 'conservative' one, but it is reached by means of critical investigation, and it is novel in that the key texts are understood in new ways. Altogether, this is a well-informed, constructive contribution to the study of the Synoptic Gospels.

Aberdeen

I. H. Marshall

W. Kern - H. J. Pottmeyer - M. Seckler (Hgg), Handbuch der Fundamentaltheologie,

II: Traktat Offenbarung, Freiburg-Basel-Wien 1985 (Verlag Herder), 272 Seiten, kart. DM 36,—

III: Traktat Kirche, Freiburg-Basel-Wien 1986 (Verlag Herder), 288 Seiten, kart. DM 38,—

Im neuen fundamentaltheologischen Handbuch (II) haben vor allem die drei Kapitel „Die Frage nach Jesus von Nazaret“ (K. Lehmann), „Jesus, Knder des Reiches Gottes“ (H. Merkley) und „Die Auferstehung Jesu Christi“ (J. Kremer) einen neutestamentlich-exegetischen Einschlag. Lehmann rollt die Diskussion der letzten Jahrzehnte über das Verhältnis von historischem Jesus und kerygmatischem Christus auf, wobei die Darstellung dem Einfluß und der Last R. Bultmanns und E. Ksemanns wohl etwas mehr als nötig Raum gewährt. Merkley greift in seinem Beitrag stark auf die frühere Studie „Jesu Botschaft von der Gottesherrschaft“ (SBS, 111), Stuttgart ²1984 zurück. Falls das Handbuch Theologiestudenten als Leser im Auge hat, scheint es, daß der Artikel das Verständnis teilweise überfordert, abgesehen davon, daß einzelne Punkte vielleicht auch inhaltlich weiterer Diskussion und Klärung bedürfen (z. B. daß die Seligpreisungen sich an ganz Israel als Kollektiv richten sollen). Die heftigen Auseinandersetzungen über Wesen und Wahrheit der Auferstehung Jesu, Sinn und Eigenart der Erscheinungsberichte und Historizität des leeren Grabes, die die neuere Exegese ausgiebig beschäftigt haben, spiegeln sich im Beitrag Kremers. Hier ist der Charakter eines Lehrbuchs, das klare Darstellung und Übersichtlichkeit braucht und das über Lösungsversuche und Irrwege informiert, ohne den Leser darin verloren gehen zu lassen, stärker berücksichtigt. Sachlich findet der Bibliker wenig, was nicht auch anderswo und breiter erörtert wäre. Wer aber eine kompendienartige Zusammenfassung braucht, ist hier an der richtigen Adresse.

Im Band III sind die Abschnitte „Jesus und die Kirche“ von G. Lohfink (49–96) und „Die Wirklichkeit der Kirche im Neuen Testament“ von K. Kertelge (97–121) von ntl. Interesse. Im letztgenannten Artikel kommt das Entstehen und das inhaltliche Verständnis der kirchlichen Amtsstrukturen zur Sprache, während Lohfink der heute wohl provozierenderen Frage nachgeht, ob Jesus überhaupt eine Kirche zu gründen beabsichtigte oder gründen konnte. Kertelge entwickelt die Begriffsgeschichte von $\epsilon\kappa\kappa\lambda\eta\sigma\iota\alpha$, behandelt verschiedene Ordnungsstrukturen des NT, geht auf das Verhältnis von Ämtern und Charismen ein und wendet sich schließlich Petrus und Paulus als Garanten der rechten Lehre und apostolischen Autorität zu. Zurückhaltend, aber doch unübersehbar zeichnet sich ab, daß jenes Zeitalter vor-

über ist, das bei Paulus ämterlose Gemeinden oder eine amtsfeindliche Charismenkirche konstatierte bzw. aus Abneigung gegenüber dem Petrusamt die ntl. Zeugnisse für diesen Dienst gelehnet oder entwertet hat.

Lohfink skizziert in seinem Beitrag zu Anfang die Sicht der Kirche in der Offb, bei Mt und Lk sowie in Röm 9–11. Es stellt sich heraus, „daß zumindest nach der Auffassung des Matthäus und des Lukas die Entstehung der Kirche ein längerer Prozeß ist, der die Verweigerung Israels voraussetzt beziehungsweise mit ihr parallel läuft“ (72). Es gibt für sie keine punktuelle Kirchenstiftung; und „nicht ein neues Gottesvolk wird geschaffen, sondern das einmal erwählte Volk wird in die neue, eschatologische Phase seiner Existenz hineingeführt“ (65). Oder mit anderen Worten: „Das gläubige Israel wird zur *Kirche*, das ungläubige zum *Judentum*“ (63). Besonders für Lk kommt L. zu der deutlichen Formulierung, daß nicht Jesus die Kirche gestiftet hat, sondern daß „(Gott) der eigentliche Urheber und Lenker dieses Prozesses ist“, Jesus kommt nur „die maßgebliche Rolle . . . in dem Prozeß (zu), der zur Kirche führt“ (64). Paulus sieht im Röm die judenchristliche Kirche als den gläubigen „Rest Israels“, sodaß es falsch wäre zu sagen, Gott habe sein seinerzeit erwähltes Volk verstoßen (67). Aber auch den ungläubig gebliebenen Teil des Judentums hat Gott nicht vergessen. „Gott bringt durch die Faszination, die vom wahren Israel aus Juden und Heiden ausgeht, das ungläubige Israel zur Umkehr“ (70, im Original kursiv), was L. anhand des Gedankens der Völkerwallfahrt erläutert, den Paulus benützt.

Im zweiten Teil seiner Untersuchung, die dem Verhältnis des historischen Jesus zu Israel nachgeht, kommt die große Bedeutung der Volk-Gottes-Vorstellung für Jesus ans Licht. Neben anderen Faktoren sind hier die Schaffung des Zwölferkreises, die erste Vaterunserbitte, das Sämannsleichnis und wieder die Vorstellung von der eschatologischen Völkerwallfahrt wichtig. Der atl. Hintergrund macht für Mk 4,3–9 klar, daß Jesus mit diesem Gleichnis „die Schaffung des wahren, endzeitlichen Israel“ schildert, das „vom Anfang bis zum Ende von mächtigen Opponenten bedroht“ ist (80). Und da die Heiligung des Namens aufgrund der atl. Parallelen ebenfalls bedeutet, daß Gott „Israel von überall her sammelt, es erneuert und es wieder zu einem heiligen Volk macht“ (79), wird evident, daß Jesus nicht mit Kirchenstiftung *anstelle* des verworfenen Volkes rechnet, sondern mit der eschatologischen Umformung und Neugestaltung dieses Volkes entsprechend den atl. Verheißungen. Es scheint, daß diese Sicht, die relativ neu ist, auch wenn L. sie hier nicht zum erstenmal vertritt, nicht nur in der Fundamentaltheologie, sondern auch in der Exegese ausdrückliche Beachtung verdiente.

F. Laub, *Die Begegnung des frühen Christentums mit der antiken Sklaverei* (SBS, 107) Stuttgart 1982 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 120 Seiten, kart. DM 24,80

Die ausgezeichnete Reihe der SBS erfährt mit dieser sehr gehaltvollen und sorgfältig gearbeiteten Studie weitere Bereicherung. Die Art und Weise, wie der Verfasser die Thematik exegetisch und historiographisch zu bewältigen sucht, erhält auf dem Hintergrund einer weit zurückreichenden, oftmals allzu apologetisch (um nicht zu sagen: ideologisch) verlaufenden Diskussion (vgl. dazu die massive Kritik bei M. I. Finley, *Die Sklaverei in der Antike*, München 1981) ihre besondere Bedeutung. Während in der exegetischen Behandlung der etwa 10 Stellen, wo im NT auf die Sklavenfrage Bezug genommen wird, oftmals zu direkt mit der Textinterpretation begonnen oder zu engführend auf die urchristliche Gemeindemission abgehoben wird, bietet Laub einen überzeugenden Neuansatz in einer weiträumigen sozialgeschichtlichen Darstellung der Sklaverei im Rahmen der antiken Hausgemeinschaft, des sogenannten Oikos. Unter Auswertung der oikonomischen Literatur wird so die Stellung der Haus- und Wirtschaftssklaven (nicht der römischen Staatssklaven!) innerhalb der hellenistisch-römischen Gesellschaft erhoben. Dabei ergibt sich eine genauere funktionale Bestimmung der patriarchalisch geprägten Herrschaftsposition des oikodespótes bzw. pater familias, der ja zugleich Garant der Rechtsordnung, der Religion, der Wirtschaft sowie der Hausgemeinschaft ist. Hier mit modernen sozialetischen und anthropologischen Begriffen direkt einzusetzen, wäre verfehlt, wie etwa der Vergleich mit dem freien Lohnarbeiter zeigt, der „im buchstäblichen Sinn des Wortes sozial und gesellschaftlich ortlos war“ (41). Dazu kommt als weltbildhafte Prämisse, daß „Oikos und Polis . . . von ihrer Herrschaftsstruktur her auf der menschlichen Ebene Analogien zum Kosmos“ darstellen (42). Von daher gewinnt L. die Möglichkeit einer genaueren Ortung der Sklavenrolle innerhalb der urchristlichen Hausgemeinde, in der sich ja Paulus vorrangig bewegt (siehe etwa Präskript und Postskript zum Philemonbrief). So ergibt sich eine sachgemäßere Beurteilung der Innovationskraft des ntl. Ethos zur Sklavenfrage. Gerade hier herrscht je vielfach eine große Irritation wegen des Verzichtes auf grundsätzliche Kritik der Sklaveninstitution selbst. In der (manchmal doch zu knapp geratenen, z. B. bei Gal 3,26–28) Einzelauswertung der ntl. Textbelege wird deutlich, daß weder die Ablösung eines Weltbildes noch der Umbruch des Gesellschaftsmodells im Blick sein konnten. Die zentrale Aussage liegt vielmehr in der – selbst für stoische Anthropologie neuartigen! – Gleichrangigkeit aller Menschen als Sachkonsequenz des „ntl. Brudergedankens“ (39). Die dadurch freigesetzte „gemeindebildende Dynamik und soziale Integrationskraft“ (92) bleibt zwar für ein

authentisch christliches Menschenbild hochbedeutsam. Dennoch schlägt die nachbiblische Entwicklung eine andere Richtung ein, wobei römisches Sklavenrecht und zweckrationales Ordnungsdenken bald die Oberhand gewinnen sollten. Daß sich das spätantike Ende der Sklaverei der ethischen Kraft des Christentums verdanke, geht an der historischen Wahrheit vorbei (vgl. dazu die Beispiele 99–108). Im Blick auf eine weiterführende Beschäftigung mit dieser sozialgeschichtlichen Frageperspektive für die urchristliche Gemeindestruktur sei auf die praktisch gleichzeitig erschienenen Werke von H.-J. Klauck, *Hausgemeinde und Hauskirche im frühen Christentum* (SBS, 103), Stuttgart 1981, sowie auf den *Philemonkommentar* von J. Gnilka (HThK, 10/4), Freiburg 1982 (besonders dessen reichhaltige Exkurse zur Sklavenfrage) hingewiesen.

Innsbruck

R. Oberforcher

A. v. Jüchen, *Jesus zwischen reich und arm. Mammonworte und Mammongschichten im Neuen Testament*, Stuttgart 1985 (Alektor Verlag), 129 Seiten, kart. DM 18,—

Es handelt sich um kein exegetisches Buch. Der Verfasser, geboren 1902, gehört zu den Gründern des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands und sein Leben ist geprägt von dieser Bewegung. Auseinandersetzungen sowohl mit dem Faschismus, den Deutschen Christen und später jahrelange Gefangenschaft in Workuta sind einschneidende Stationen seines Lebens. Angeregt von den Ideen von Karl Marx zu Besitz und Eigentum stellt er diesen *seine* christliche Sicht gegenüber, die u. a. die soziale Verpflichtung betont, Eigentum aber auch, um ein konkretes Beispiel zu nennen, in zwei Klassen unterteilt — solches, das von Arbeitern etc. gerecht erworben wurde, und anderes, „das auf Privilegien und auf der Ausnutzung der Arbeit anderer beruht“ (116). Denkschemata dieser Art sind wesentliche Voraussetzungen des Buches, die dann in breiter Abhandlung an die ntl. Stellen herangetragen werden. Konsequenter bietet die Publikation auch mehr einen Einblick in den „Religiösen Sozialismus“ als in das Anliegen Jesu und das NT.

Linz

A. Fuchs

D. Kosch, Die Gottesherrschaft im Zeichen des Widerspruchs. Traditions- und redaktionsgeschichtliche Untersuchung von Lk 16,16 // Mt 11,12f bei Jesus, Q und Lukas (EH, 23/257), Bern-Frankfurt-New York 1985 (Verlag P. Lang), 142 Seiten, kart. sfr 25,60

Als Wortlaut der Q-Fassung, die hinter Mt und Lk steht und die sinngemäß dem ursprünglichen Jesuswort entspricht, rekonstruiert der Verfasser folgenden Text: „Das Gesetz und die Propheten (gehen) bis Johannes. Seitdem bricht sich die Herrschaft Gottes mit Gewalt Bahn, aber die Gewalttäter rauben sie“. Der jetzige Text des Lk „seitdem wird die Herrschaft Gottes verkündet, und jeder wird dringend eingeladen, in sie einzutreten“, ist dessen Überarbeitung. Mit dem Logion von den Gewalttaten (Mt 11,12Q) beschreibt und interpretiert Jesus „die Erfahrung des Widerstandes, der seiner Basileia-Botschaft mit Berufung auf ‚das Gesetz und die Propheten‘ entgegengebracht wird“, näherhin „dass seine Ablehnung nicht im Widerspruch zu seiner eschatologischen Sendung steht, da der Widerstand gegen die Basileia selbst Teil des endzeitlichen Geschehens ist“ (79f). Analog dazu „(deutet) auch die hinter Q stehende Gruppe ... mit Hilfe dieses Jesus-Wortes den Widerstand, den sie erfährt, als endzeitliche Drangsal“ (80). Der Gesetzeskontext von Lk 16,16–18 führt dabei zu dem Schluß, daß die christliche Tora-Interpretation, die „äusserlich-formalen Gesetzesgehorsam unmöglich macht“ (aaO.), Anlaß gibt zur heftigen und bedrängenden Auseinandersetzung mit dem Tora-Judentum. Zusammenfassend verweist Kosch auf die Herausforderung, die die von Jesus verkündete und später von der Urgemeinde geltend gemachte Gottesherrschaft auf die Angesprochenen ausübt. Durch diese neue Realität wird die Berufung auf „Gesetz und Propheten“ „bzw. auf die eigene ‚Gerechtigkeit‘ zur Verweigerung gegenüber dem Heilshandeln Gottes und seinem Anspruch. Die Gottesherrschaft steht im ‚Zeichen des Widerspruchs‘ (vgl. Lk 2,34)“ (81).

Linz

A. Fuchs

J. Dupont, Les trois apocalypses synoptiques. Marc 13; Matthieu 24–25; Luc 21 (LD, 121), Paris 1985 (Les Editions du Cerf), 149 Seiten, kart. ffr 96,—

Das Buch des bekannten belgischen Neutestamentlers geht auf die Auslegung der apokalyptischen Reden in den synoptischen Evangelien zurück, die er innerhalb eines Kurses über „Apokalypse und Apokalyptik in einer unruhigen Welt“ an der

theologischen Fakultät der Dominikaner in Ottawa 1983–84 vorgelegt hat. Für die Analyse von Mk 13 konnte er sich dabei auf mehrere Vorarbeiten stützen, die in Einzelbeiträgen zwischen 1968 und 1978 bereits publiziert wurden.

Literarische Anhaltspunkte (Zeitebenen, paränetische Hinweise und Inklusio-nen) führen dazu, Mk 13 wie folgt zu gliedern: Anlaß der Rede (13,1–4), Warnung vor Betrügern (13,5b–6.21–23), Antwort auf die Frage nach dem Zeichen (13,7–8.14–20), die Christen in der Verfolgung (13,9–13), das Kommen des Menschensohnes (13,24–27), die Gewißheit, daß er bald kommt (13,28–31), die Ungewißheit des Augenblicks des Kommens des Menschensohnes (13,32–37). Die Rede von der Parusie des Menschensohnes in Mt 24–25 ist von Mk 13 abhängig. D. zeigt zunächst die Verbindung von Mt 24–25 mit Mt 23 auf, um dann mit einer genauen Analyse von Mt 24,15–28 zu beginnen, wo vom Beginn des Endes die Rede ist. In 24,29–31 wird das Erscheinen des Menschensohnes beschrieben, danach die Nähe des Endes betont (24,32–35). Die Ungewißheit des Tages wird bei Mt besonders ausführlich durch mehrere Parabeln unterstrichen (24,36–25,30). Die Rede schließt ab mit der Gerichtsszene, in der der Menschensohn die Guten und Bösen scheidet (25,31–46). Im LkEv finden sich zwei eschatologische Reden (Lk 17 und 21). Die zweite Rede in Lk 21 ist parallel zu Mk 13, unterscheidet sich allerdings von dieser ebenso wie von Lk 17 nicht unerheblich. Nun steht nicht mehr die Parusie als solche im Mittelpunkt des Interesses, sondern die Haltung der Christen, die in Erwartung der Parusie leben. Zur Parusie führt ein langer Weg der Befreiung, weshalb von den Christen eine Stetserwartung gefordert ist. Dupont achtet immer auch auf den historischen Hintergrund, auf dem die besonderen Akzente der Evangelien verständlich werden. Für Mk 13 sei die Verfolgung von außen dominierend, während die eschatologische Rede im MtEv vor allem innergemeindliche Auseinandersetzungen widerspiegle. Die Lk Rede schließlich sei vom Problem der Parusieverzögerung geprägt.

Abschließend sucht D. die von ihm erkannte eschatologische Sicht in den drei eschatologischen Reden in die Geschichte des Urchristentums einzuordnen. Die Naherwartung habe ihren Ansatzpunkt schon in der Verkündigung Jesu, der die nahe Gottesherrschaft ansagte (Mk 1,15 u. a.). Erkennbar sei diese Naherwartung auch im Gebet der Kirche, daß der Herr bald komme, wie das Maranatha in 1 Kor 16,22; Offb 22,17; Did 10,6 bewaise. Besonders deutlich zeige sich die Erwartung der nahen Parusie aber in 1 Thess 4,13–5,11 und in 1 Kor 15.

Diese Position teilt D. mit der überwiegenden Mehrheit der Exegeten. Dennoch dürfte sie kaum den Texten gerecht werden. M. E. ist die nahe Erwartung in Mk 13 gerade nicht auf das Kommen des Menschensohnes zum Endgericht gerichtet, son-

dern auf seine Auferweckung, bei der er in seine Machtstellung eingesetzt wird und beginnt, seine Auserwählten zu sammeln. Diese Sammlung aber führt zur Kirche (vgl. dazu meinen Aufsatz „Christliche Existenz in der Welt und der Menschensohn, in: SNTU 8 [1983] 18–69). Dieselbe Perspektive ist in Mk 1,15; 4,11f; 9,1 zu erkennen, wie ich u. a. in meinem Beitrag „Erwartete Jesus das nahe Ende der Welt?“, in: ders., Glaube und Handeln, II (EHS, 23/215), Frankfurt-Bern 1983, 111–131 zu zeigen versucht habe. Auch das Maranatha ist nicht auf die Bitte um die baldige Parusie einzuengen, wie N. Baumert (MARANATHA – Gegenwart und Ankunft des Herrn, in: GuL 58 [1985] 445–454) nachgewiesen hat (vgl. dazu auch H. Giesen, Johannes-Apokalypse (SKK NT, 18), Stuttgart 1986, 179–182). Schließlich sind auch die Texte der beiden Paulusbriefe nicht auf die nahe Parusie gerichtet. Paulus läßt vielmehr den Parusitermin offen, was natürlich nicht ausschließt, daß er nahe bevorsteht (vgl. dazu meinen Artikel „Naherwartung des Paulus in 1 Thess 4,13–18?“, in: SNTU 10 [1985] 123–150).

Selbst wenn man die Auffassung von der Naherwartung nicht mit D. und der Mehrheit der Exegeten teilt, muß man von den präzisen Analysen des Verfassers beeindruckt sein. Insgesamt geben seine Ausführungen den Forschungsstand wieder, ohne neue Wege aufzuzeigen. Weiterführende Literatur ist jeweils am Ende der Analyse der drei eschatologischen Reden angeführt. Zum Text selbst finden sich keine Anmerkungen, wenngleich sich der Autor erkennbar mit anderen Auffassungen auseinandersetzt.

Hennef (Sieg)

H. Giesen

U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus (EKK, 1/1), Zürich-Einsiedeln-Köln und Neukirchen 1985 (Benziger und Neukirchener Verlag), XI+420 Seiten, kart. DM 69,—

Heute einen Mt-Kommentar zu schreiben ist ein Unterfangen, an das sich nicht unbedingt jeder heranwagt. Zu vielfältig sind die Probleme, die von der sogenannten „Vorgeschichte“ (Mt 1–2) und ihren historisch-theologischen Fragen über die zeitgeschichtliche Interpretation der Bergpredigt aus der Situation der Mt-Kirche bis zum Missionsbefehl des letzten Kapitels zu kennen und zu erörtern sind. Zu umfassend ist auch die Literatur zu den einzelnen Perikopen, daß sich ein einzelner ohne weiteres zutrauen dürfte, einen sachgerechten Kommentar unter all diesen Voraussetzungen zu schreiben, ganz abgesehen davon, daß nicht jedes Thema von

der Wissenschaft gleich intensiv bearbeitet und erforscht ist. Die Diskussion um die Historizität oder andererseits den theologischen bzw. christologischen Gehalt verschiedener Wundertexte, die Absicht Jesu und das Verständnis der Kirche in bezug auf die Gleichnisse oder – um ein letztes Beispiel zu nennen – das Ineinander von historischer Erinnerung und Glaubensaussage bei der Darstellung von Prozeß und Verurteilung Jesu im jüdischen und römischen Bereich sind weitere Instanzen, die anschaulich machen können, wieviel an umfassender Kenntnis exegetischer Studien und methodischer Sicherung der Analyse nötig sind, um einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein.

Luz hat den ersten Teil eines auf drei Bände berechneten diesbezüglichen Versuchs vorgelegt und man könnte nicht bestreiten, daß der Verfasser viele der angeführten Forderungen erfüllt. Der Kommentar ist unter der Voraussetzung der Zweiquellentheorie und auf der Grundlage der redaktionsgeschichtlichen Studien der letzten Jahrzehnte geschrieben. Mt wird als sehr konservativer Redaktor vorgestellt, der große Achtung vor der Mk-Tradition bekundet, aber gerade deshalb nicht Augenzeuge und Jünger Jesu sein kann. Er verfaßt sein Evangelium nach 80, nachdem der Bruch mit Israel schon endgültig geworden ist, und ohne direkte Auseinandersetzung mit der Synagoge. Wegen der engen Verbindung der Logienquelle mit seiner Schrift ist L. der Meinung, „daß das Matthäusevangelium aus einer Gemeinde stammt, die von den wandernden Boten und Propheten des Menschensohns der Logienquelle gegründet worden ist und weiter in engem Kontakt mit ihnen steht“ (66). Als Abfassungsort läßt sich nur der syrische Raum nennen, ohne daß eine nähere Festlegung möglich wäre.

Im allgemeinen macht der Kommentar den Eindruck, daß der Verfasser mit einem spürbaren Maß an Selbstbewußtsein geschrieben hat. Man kann das beobachten an der Auswahl der Literatur, die vor jedem Abschnitt angeführt bzw. die verarbeitet wird. Ohne daß hier unbedingt einzelnes aufgezählt werden soll, leiden wohl vor allem die Kapitel Mt 3 und 4 ausgiebig darunter. Wie schon bei anderen EKK-Bänden sind die zitierten Titel nicht immer ausgewertet, und andere, maßgebliche weder erwähnt noch verwendet. Etwas erstaunlich mutet auch an, was L. zu den Quellen des MtEv sagt und wie rasch er mit den heute nicht ganz so unbedeutenden Einwänden gegen die Zweiquellentheorie bzw. mit den Vorschlägen zu einer notwendigen Modifizierung fertig ist. Bezüglich der *agreements* sieht er zwar richtig, wenn er sie als ernsthafte Schwierigkeit für die geltende Hypothese einstuft, doch offenbart seine Behauptung, daß „sie nicht ein klares gemeinsames sprachliches und/oder theologisches Profil zeigen“ (30), in gravierendem Maß mangelnde Vertrautheit mit dem Phänomen und eine ausdrückliche Unterschätzung ihrer

Bedeutung. Unter dieser Voraussetzung hat der Autor natürlich auch keinerlei Schwierigkeit bezüglich der Stiluntersuchung des MtEv, da die Redaktion im dreifachen Stoff unmittelbar Mk zur Basis hat. Es ist kein Zweifel, daß man in einem EKK-Kommentar solche Meinungen weit verbreiten kann; ihre wissenschaftliche Verlässlichkeit ist, wie im vorausgehenden Fall, deswegen noch nicht gesichert. Unbeschadet solcher Untiefen in der Einschätzung der Phänomene und im Umgang mit der Literatur wird der Kommentar aber vielen gute Dienste leisten, auch wenn er nicht der erste große Kommentar zu Mt seit 20 Jahren ist, wie der Umschlagtext – ohne Berücksichtigung von P. Bonnard, R. H. Gundry, etc. – glauben lassen möchte.

Linz

A. Fuchs

J. Gnllka, Das Matthäusevangelium (HThK, 1/1), Freiburg-Basel-Wien 1986 (Verlag Herder), XVI+518 Seiten, geb. DM 108,–

In den vergangenen Jahren sind zu fast allen Schriften des NT in den verschiedenen Serien Kommentare erschienen, die in wissenschaftlicher oder populärer Weise den Ertrag der exegetischen Forschung seit dem Neuaufbruch der Bibelwissenschaft sammeln und verarbeiten. Nur auf Mt mußte man relativ lange warten, bis U. Luz im EKK (1985) und R. Schnackenburg in der Neuen Echterbibel (ebenfalls 1985) auf deutschsprachigem Gebiet einen Anfang setzten. Jetzt hat mit dem ersten Teil des Mt-Kommentars von Gnllka auch Herders theologischer Kommentar nachgezogen.

Überraschenderweise verzichtet der Verfasser auf jede gesonderte „Einleitung“ in die Probleme, die mit der Exegese und dem zeitgemäßen Verständnis dieser Schrift in vielfältiger Weise gegeben sind. Es ist aber wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß nach Abschluß des zweiten Bandes ein zusammenfassender Überblick über die wichtigen Fragen von Sprache und Theologie des Evangelisten, konkrete Gestalt der Adressatengemeinde, Abfassungszeit und -ort etc. geboten werden wird. Einschränkend muß gleich dazugesagt werden, daß an die Analyse und Interpretation der einzelnen Perikopen jeweils ein eigener Abschnitt zur redaktionellen Leistung des Evangelisten und weiters zur Frage der Historizität angefügt ist, wo G. seine Sicht klar zum Ausdruck bringt. Um nur zwei Punkte stellvertretend für anderes anzuführen, ist Mt in den ersten zwei Kapiteln vor allem theologisch orientiert und haben historische Fragen nur eine sekundäre Bedeutung. Andererseits läßt

der Autor „die historische Rückfrage nach der Jungfrauengeburt . . . letztlich offen“ (30). Obwohl beides in der ntl. Bibelwissenschaft schon lange diskutiert und vertreten wird, scheint es doch ein Verdienst dieses Kommentars zu sein, daß ein solcher Standpunkt in einem breit angelegten Handbuch und nicht nur in speziellen Studien erscheint, die dem durchschnittlichen Leser schwer erreichbar sind. Im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, daß der vorliegende Entwurf seine Form möglicherweise einer erweiterten Niederschrift kursorischer Vorlesungen verdankt, was mit sich bringt und begreiflich macht, daß die Literatur nicht immer vollständig vermerkt und wohl noch selektiver verarbeitet wurde. Mit der Fülle des zu bewältigenden Stoffes hängt es vielleicht auch zusammen, daß die Darstellung wiederholt sehr gedrängt ist, sodaß manche Fragestellungen und Aspekte auf der Strecke bleiben. Das kann aber die Tatsache nicht verdunkeln, daß der ganze Entwurf eindrucksvoll und die gebotene Materialsammlung und Kommentierung gewichtig sind, sodaß jeder das Urteil des Umschlagtextes „ein großes Werk moderner Bibelexegese“ gern übernimmt. Es besteht kein Zweifel, daß diese neue Mt-Interpretation eine sehr verdienstvolle Hilfe für die exegetische Wissenschaft ebenso wie für die Praxis bietet und das Verständnis des MtEv bedeutend fördern wird.

Linz

A. Fuchs

A. Sand, Das Evangelium nach Matthäus (RNT), Regensburg 1986 (Verlag F. Pustet), 678 Seiten, geb. DM 96,—

Nach über 20 Jahren erscheint der seinerzeit von J. Schmid verfaßte Mt-Kommentar (erste Auflage 1948, letzte Bearbeitung und Durchsicht 1965) in neuer Gestalt. Und wie der Verfasser selber im Vorwort betont, handelt es sich nicht nur wegen des beträchtlich größeren Umfangs, sondern vor allem wegen der inhaltlichen Veränderung, die die exegetischen Forschungen der Zwischenzeit teilweise einbezieht, um ein eigenständiges Werk. Für die Benützer, die sich der ganzen Anlage des RNT entsprechend vorwiegend aus dem Kreis der Praktiker rekrutieren werden, ist es sicherlich ein nicht zu unterschätzender Gewinn, daß die Erklärung aller 28 Kapitel in einem einzigen Band durchgeführt wurde, weil so ein besserer Überblick über die Eigenart dieses Evangeliums gewährleistet ist. Der Autor geht so vor, daß er die einzelnen Abschnitte jeweils erst diachron analysiert, d. h. textkritisch, traditions- und gattungsgeschichtlich untersucht; darauf folgt die Vers-für-Vers-Exegese; der dritte Schritt stellt einen Zusammenhang des Textes mit den

Adressaten bzw. mit dem Gesamtkontext des Evangeliums her. 18 Exkurse gehen zusammenfassend auf bestimmte Themen ein, wie es schon bei Schmid praktiziert wurde.

In der Einleitung stößt der Leser, gleichgültig ob er als Laie oder als Bibliker an das Buch herangeht, neben traditionellen Thesen auch auf sehr überraschende Aussagen. Bezüglich des Abfassungsortes wird die Herkunft aus Syrien oder Palästina bzw. näher aus Antiochien oder Cäsarea mit einiger Ausführlichkeit diskutiert. Schließlich entscheidet sich Sand dafür, „daß der Verf. des Mt in Griechisch sprechender Umgebung zu Hause war und für Griechisch sprechende Christen geschrieben hat, die mehrheitlich jüdischer Herkunft waren“, wie schon W. G. Kümmel vertreten hatte. Genauer „in Frage kommt nur ein Griechisch sprechendes Judenchristentum, das mit den Verhältnissen Palästinas und den Sitten und religiösen Vorstellungen des Judentums zur Zeit Jesu sehr vertraut gewesen ist“ (33). Weil nun „das uns vorliegende Ev. keine Übersetzung ist, sondern schon bei der ersten Niederschrift griechisch abgefaßt worden war, ist es ausgeschlossen, daß der Verfasser des Mt-Ev. der (aramäisch sprechende) Apostel Matthäus ist“ (29). Neu ist gegenüber dieser verbreiteten Auffassung aber das Gewicht, das die altkirchliche Tradition bei S. gewinnt. Gegen alle modernen Einwände ist nämlich mit einer „mt. Grundschrift“ zu rechnen (27), die dem kanonischen Evangelium als Vorlage gedient hat. Sie stammt mit ihrer partikularistischen Ausrichtung aus jener Zeit, als die Christen noch im jüdischen Glaubensverband eingeschlossen waren. Nach der Trennung wurde dieser Kern von universalistischem Material überlagert und gleichzeitig die Bedeutung christlicher Lebensführung hervorgehoben.

Soweit mag man dieser Rekonstruktion noch einigermaßen folgen, auch wenn man den mehrfach voneinander abhängigen und vielfach widersprüchlichen Aussagen der Kirchenväter in dieser Hinsicht weitaus vorsichtiger gegenübersteht als der Verfasser. Auf große Zurückhaltung wird aber vermutlich stoßen, wie S. das Verhältnis der Synoptiker zueinander sieht und unter Mißachtung der einschlägigen Literatur wie der sachlichen Ergebnisse der redaktionsgeschichtlichen Forschung darzustellen sucht. Ähnlich wie er die Logien des Papias mit einer „mt. Grundschrift“ identifiziert hatte, redet er auch jetzt wieder von einer Grundschrift, wenn auch in anderem Sinn. Die Gemeinsamkeiten zwischen allen drei Synoptikern veranlassen ihn nämlich, nicht Mt und Lk von Mk, sondern alle drei von einem ihnen gemeinsamen Dokument abhängig sein zu lassen. S. weiß zwar sicherlich, daß diese unhaltbare Hypothese schon im letzten Jahrhundert – und mit Recht – zurückgewiesen wurde, wiederholt sie aber trotzdem, ohne neue überzeugende Argumente für sie zu haben oder die seinerzeitige Ablehnung als falsch und unbe-

gründet zu erweisen. Seltsamerweise sieht sich S. nicht veranlaßt, die zahlreichen Untersuchungen ernst zu nehmen, die Mt und Lk dem kanonischen Mk-Text gegenüber als sekundär erweisen, und auch die *minor agreements* und die deutero-markinische Interpretation sind für ihn kein Anlaß zu ernsthafter Auseinandersetzung.

Statt dessen erklärt er, in völligem Widerspruch zu den Tatsachen, daß die genannten *agreements*, und sie sogar „vor allem“, „sich gegen die Annahme einer Mk-Vorlage (sperrern)“ (25). In der von ihm beiseite geschobenen Literatur hätte sich der Autor überzeugen können, daß die *minor agreements* gerade dadurch gekennzeichnet sind, daß sie eine Verbesserung und Umgestaltung des *Mk-Textes* darstellen und in ausdrücklicher Relation zu diesem zu verstehen sind. Deutlich im Sog von J. A. T. Robinson weigert sich der Verfasser, „die Priorität irgendeines Evangeliums vorschnell festzulegen“ (26), ohne den Leser aber über den äußerst subjektiven Charakter dieser Außenseiterposition in Kenntnis zu setzen. Als großes Hindernis bei dem Bemühen, seine Grundschriftthese bzw. die Maxime Robinsons durchzusetzen und damit gleichzeitig die Zweiquellentheorie zurückzudrängen, sieht S. die Tatsache an, daß die meisten Synopsen gerade auf der Basis dieser Theorie aufgebaut seien. Hier ist der Autor aber wieder einer ausgiebigen Täuschung zum Opfer gefallen, weil es ja keineswegs stimmt, daß etwa die meist benützte Aland-Synopse zur Zweiquellentheorie führt, während andere (H. Greeven, B. Orchard) „strikt neutral“ seien. Keine Ausgabe hindert den Verfasser ja daran, eingehende Textvergleiche anzustellen, die dann die Abhängigkeit des Mt und Lk erweisen würden, wie es ja durch die redaktionsgeschichtlichen Studien der letzten Jahrzehnte oft genug festgestellt worden ist. Es ist dem Rezensenten unverständlich, daß der Lärm um Griesbach und J. A. T. Robinson den Verfasser so irritieren konnte, daß er Verwirrung und Rückschritt an die Stelle von solide und mühsam erarbeiteten Beobachtungen und Resultaten stellt und daß dies in einem für breite Kreise bestimmten Kommentar erscheinen kann. Wenn nicht auf den 678 Seiten des ganzen Buches auch viel Richtiges und Brauchbares zu finden wäre, müßte man den Kommentar als Zeichen tiefsitzender Unsicherheit des Verfassers und ebenso großer Verunsicherung anderer ablehnen. So hat der Kommentar trotz eines manchmal etwas blassen theologischen Profils auch seinen unbestreitbaren Wert, wenn man auch den Rückfall hinter die weit überzeugendere Grundposition J. Schmidts nicht zu den Vorteilen rechnen kann.

M. Limbeck, Mattäus-Evangelium (SKK NT, 1), Stuttgart 1986 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 312 Seiten, kart. DM 24,—

Wenn man diesen neuen Mt-Kommentar, der nicht für Fachleute geschrieben ist, streckenweise oder ganz liest, drängen sich vor allem zwei Erfahrungen auf: das intensive Bestreben des Verfassers, den biblischen, heiligen und damit oft fernen Text dem Menschen von heute tatsächlich, existentiell nahezubringen, und die ausführliche Heranziehung des jüdischen Hintergrunds, um diesen Zweck zu erreichen. Nicht zu Unrecht betont der Verfasser gleich zu Beginn, daß dieses von einem unbekannten Judenchristen der zweiten Generation verfaßte Evangelium sich an aus dem Judentum kommende Christen wendet und darum die Gedankenwelt des palästinischen Judentums in hohem Maß voraussetzt. Nur wenn der Leser — mit Hilfe zahlreicher Texte aus der jüdischen Theologie — sich in diese Welt einfühlt, wird er imstande sein, Mt zu verstehen, statt sich an unverständlichen Formulierungen zu reiben. Ein Nachteil des Kommentars scheint zu sein, daß Limbeck manchmal zu rasch zu seinen Resultaten kommt und der theologische Inhalt verschiedener Perikopen (z. B. Mt 3,1—4,11) zuwenig deutlich wird. Auch die Exkurse zur Allmacht Gottes und zu Gerechtigkeit sind wohl inhaltlich wie methodisch etwas problematisch. Es ist jedoch sicher ein Verdienst des Autors, daß er sehr bemüht ist, für das Verstehen eines weithin unbekannten oder/und fremden Denkens zumindest einen Anstoß zu geben. In diesem Sinn ist sein Buch wohl mehr ein Anfang als das Ende eines Weges.

Linz

A. Fuchs

M. Limbeck, Markus-Evangelium (SKK NT, 2), Stuttgart 1984 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 222 Seiten, kart. DM 16,80

P.-G. Müller, Lukas-Evangelium (SKK NT, 3), Stuttgart 1984 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 184 Seiten, kart. DM 16,80

D. Zeller, Kommentar zur Logienquelle (SKK NT, 21), Stuttgart 1984 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 109 Seiten, kart. DM 13,40

Mit der neuen Bearbeitung des „Stuttgarter Kleinen Kommentars“, die den schon lange überholten und vergriffenen „Kleinen Kommentar“ ersetzt, kommt der Verlag wohl einem der dringendsten Anliegen breiter Kreise von Bibellesern entgegen. Mit Recht hat man ja im Bereich der praktischen Bibelarbeit auf eine Erklä-

rung gewartet, die weder den Umfang noch die Kosten der großen Kommentare erreicht und doch auf wissenschaftlichem Niveau gehalten ist bzw. wenigstens die Ergebnisse der neuesten Forschung widerspiegelt. Im allgemeinen erfüllt der Kommentar diese Erwartung.

Soweit man aus den bisher vorliegenden Heften erkennen kann, geht der Einzelerklärung jeweils eine zusammenfassende Einführung bezüglich Einleitungsfragen (theologische Absicht und literarische Eigenart der Schrift, Identität des Verfassers und seiner Gemeinde, verwendete Quellen, usw.) voran; in den Text selbst sind Exkurse zu thematischen Fragen eingestreut. Im Anhang findet man kurze Literaturhinweise, Sacherklärungen, sowie Hinweise und Fragen zur praktischen Arbeit.

Wieweit der Zeiger der exegetischen Uhr in den letzten Jahren nach vorne gerückt ist, merkt man exemplarisch daran, wie sich etwa im Kommentar von Limbeck das Verständnis von Taufe und Versuchung Jesu gegenüber früheren Vorstellungen verändert hat. Das theologische Konzept des Evangelisten hat gegenüber allen Realien und historischen Fragen die Dominanz, und zeitgeschichtliche jüdische Texte aus den Apokryphen erläutern zusätzlich das Anliegen des Erzählers. Es ist zu erwarten, daß durch solche Kommentierungen der Sinn für die Absicht der Evangelisten erhellt und die immer noch weit verbreitete einseitig historische Denkweise zurückgedrängt wird.

Im Kommentar zum LkEv kommt weithin die Erkenntnis der neueren Forschung zur Geltung, daß Lk diese Schrift „mit besonderem Blick auf die gegenwärtige Situation der nachapostolischen Ära“ (27) geschrieben hat und daß nicht eine schriftstellerische und chronologische Darbietung das Ziel des Evangelisten ist, „sondern die wachsende Enthüllung des endzeitlichen Propheten Jesus als ‚Sohn Gottes‘“ (aaO.). Zu diesem Zweck sammelt Lk alles Material über Jesus, das ihm zu seiner Zeit erreichbar ist.

Viel gewagter ist der Versuch eines Kommentars zur Logienquelle, der mit allen Fragwürdigkeiten der heutigen wissenschaftlichen Forschung dazu belastet ist. Mit Berufung auf das „einigermaßen Gesicherte“ (15) definiert Zeller den Umfang von Q mit dem bei Mt und Lk gemeinsam überlieferten Stoff, rechnet dann aber doch auch u. a. den Täuferstoff und die Beelzebulperikope ohne viel Federlesens zu diesem Material (17–21.59f). Dem Leser wird mit keiner Silbe angedeutet, daß der Sicht des Verfassers andere Auffassungen entgegenstehen, die seine Interpretation in gravierender Weise als zweifelhaft erscheinen lassen. Hier macht es sich der Autor wohl zu einfach, wenn er ziemlich unreflektiert einen traditionellen Standpunkt wiederholt, ohne neuere Literatur zu seinem Thema überhaupt zu berücksichtigen (vgl. SNTU 8 [1983] 9, Anm. 7). Wenn später auch noch, um nur noch

dieses Beispiel stellvertretend für andere zu erwähnen, die Perikope vom Doppelgebot der Liebe wenigstens hypothetisch zu Q gerechnet wird (70), wird die Fragwürdigkeit der Rekonstruktion von Q noch verstärkt (vgl. SNTU 6/7 [1981–82] 64, Anm. 126). Unbeschadet dieser Mängel in grundsätzlichen Fragen, die einen veralteten Forschungsstand widerspiegeln – Ähnliches gilt auch für Müller, vgl. z. B. Lk, 114 –, ist aber in der Interpretation der Einzelstücke von Q und bezüglich der rekonstruierten Entwicklung und des Sitzes im Leben von Q viel Brauchbares und Nützliches zu finden. In dieser Hinsicht wird der Kommentar seiner Zielsetzung ohne Zweifel gerecht.

PS: Nach Müller, 52 ändert Mt die Reihenfolge der Versuchungen; Zeller, 21 widerspricht ihm darin ausdrücklich. Bei Lk 17,11–19 scheint das theologische Ergebnis der Monographie von W. Bruners (Die Reinigung der Zehn Aussätzigen) nicht berücksichtigt und traditionell moralisierend auf Dankbarkeit abgehoben zu sein.

Linz

A. Fuchs

H. Cancik (Hg), Markus-Philologie. Historische, literargeschichtliche und stilistische Untersuchungen zum zweiten Evangelium (WUNT, 33), Tübingen 1984 (Verlag J. C. B. Mohr), V+227 Seiten, geb. DM 148,—

Dieser Sammelband zum zweiten kanonischen Evangelium verrät im Untertitel seine spezielle Ausrichtung. Mit den Mitteln und Fragestellungen der antiken und der heutigen Philologie versuchen die Autoren – Philologen und Historiker – die besondere Gestalt des MkEv zu erarbeiten und der Frage nachzugehen, welchen Eindruck und welche Wirkung das Erscheinungsbild dieses Evangeliums auf gebildete Hellenen und Römer haben konnte. So untersucht der Herausgeber H. Cancik das Evangelium zunächst im Rahmen der antiken Historiographie und vergleicht es in einem zweiten Beitrag form- bzw. gattungsgeschichtlich mit Lukians Lebensbeschreibung des Demonax. Anhand letzterer stellt sich heraus, daß die Definition, die P. Vielhauer, R. Bultmann, E. Haenchen u. a. dafür aufgestellt haben, den Tatsachen nicht standhält und daß manche interessante Vergleichspunkte zu Mk bestehen. M. Reiser führt ein Vergleich von Sprache, Stil und Gattung des Alexanderromans zu der Folgerung, daß dieser „hinsichtlich der Gattung . . . die wohl engste Analogie zu den Evangelien“ biete (160). Literarischen Aspekten, im besonderen der Kompositionstechnik des Evangeliums, widmet sich G. Lüderitz, während G. Zuntz einen Eindruck davon vermittelt, wie diese Schrift auf heidnische Leser

wirkte. Diese beiden Aufsätze zeigen deutlich die unitarische Sicht, die im ganzen Buch mehr oder weniger stark zum Ausdruck kommt und die besagt, „das zweite Evangelium zeige eine von einem Autor (Markus) herrührende, wenn auch nicht ungetrübte, ‚Einheit‘“ (IV, vgl. 222). H. P. Rüger kommt aus den lexikalischen Aramaismen zum Schluß, daß Mk auch Aramäisch verstanden haben muß (84). Der Frage der Abfassungszeit und der Abfassungsverhältnisse geht der Aufsatz von M. Hengel und der zweite Beitrag von G. Zuntz nach. Letzterer plädiert mit C. C. Torrey aufgrund von Mk 13,14 für 40 als Jahr der Abfassung (47 bzw. 221) und schaltet alle patristischen Zeugnisse aus, die in andere Richtung führen könnten. Hengel dagegen hat eine Reihe von Argumenten, um für das Jahr 69 einzutreten. Nach seiner Beurteilung läßt Mk nichts von der Situation erkennen, die mit dem Umschwung von 70 eingetreten ist (15), während sich im Gegenteil die Christenverfolgung durch Nero und die gewaltige Unruhe im ganzen Reich nach seinem Tod in Kapitel 13 spiegeln (36). „Die Gegenwart des Evangelisten ist bestimmt von der lebendigen Erfahrung furchtbarer Verfolgung, weit ausgreifender Mission, der Gefahr der Verführung und das ganze Reich bedrohenden Kriegswirren, die von Christen als Zeichen des bereits hereinbrechenden Endes mißverstanden werden“ (38). Gegen eine Abfassung des Evangeliums im „palästinisch-syrischen Raum spricht ... die völlige Unkenntnis der Situation in Judäa zwischen 66–69 n. Chr.“ (43) und neben anderem die zahlreichen Latinismen, die „für die Herkunft aus Rom sprechen“ (44). Daß P. Dschulnigg in seiner Dissertation „Sprache, Redaktion und Intention des Markusevangeliums (SBB, 11), Stuttgart 1984, 280 diesbezüglich zu sehr ähnlichen Ergebnissen kommt, sei nur nebenbei erwähnt.

Linz

A. Fuchs

E. Brandenburger, *Markus 13 und die Apokalyptik* (FRLANT, 134), Göttingen 1984 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 182 Seiten, geb. DM 44,—

Es besteht kein Zweifel, daß Mk 13 zu den nach wie vor schwierigen Passagen des NT gehört, und es ist kein Geheimnis, daß die Interpretationen dieses Kapitels auch tatsächlich zu den widersprüchlichsten Resultaten geführt haben. Auf dem Hintergrund dieser Situation könnte man befürchten, daß die Monographie von Brandenburger auch nicht wesentlich über das Gestrüpp der bisherigen Versuche hinauskommt, doch hat es den Anschein, daß es dem Verfasser gelungen ist, in

methodischer Hinsicht einen neuen Zugang zu erschließen. Seine These, daß Mk ein bekanntes apokalyptisches Schema benützt, um mit dessen Hilfe seine Gemeinde in bedrängter Lage anzusprechen, wirft zwar viele traditionelle Positionen über den Haufen, gewinnt aber im Lauf der Darstellung immer mehr an Überzeugung. Auch wenn dort und da weitere Präzisierungen möglich oder nötig sein sollten, kommt man zu dem Urteil, daß ein Weg der Exegese hinter diese Studie zurück nicht mehr möglich ist.

B. beginnt mit der Frage nach Form und Gattung des ganzen Textkonglomerates von Mk 13 und sieht in dieser Hinsicht „alles . . . überformt von dem leitenden Interesse, eine im apokalyptischen Verstehensrahmen erfaßte Problemlage durch die Enthüllung der eschatologischen Geheimnisse zu klären und aufgrund solcher Klärung Verhaltensregeln zu vermitteln. Insofern . . . muß man Markus 13 . . . eine Apokalypse nennen“ (13). Das ganze Kapitel ist in zwei Szenen gegliedert, das Apophthegma 1f, das die Exposition bildet, und die VV. 3–37, die der Autor gattungsmäßig als esoterisch-apokalyptisches Schulgespräch mit testamentarischem Einschlag erklärt. Näherhin versteht B. die VV. 3–5a als esoterische Szenerie, innerhalb welcher die apokalyptischen Schulfragen von V. 4 leitend sind. Auf sie gibt der Offenbarer Antwort, um in einer bedrängenden Situation im Kreis der Adressaten Vertrauen zu stiften und zu einem den Endereignissen gemäßen Verhalten anzuspornen. Der scheidende Lehrer offenbart eschatologische Geheimnisse. Im Teil A, der die VV. 5b–27 umfaßt, wird die Frage nach dem Wann der Tempelzerstörung und nach dem Zeichen beantwortet, im Teil B (VV. 28–36) leitet der in die Endgeheimnisse eingeweihte Lehrer dazu an, „aus der Einsicht in das Zeichen zum Erkennen der Endzusammenhänge zu kommen und daraus Vertrauen zu schöpfen“ (19f). Im ersten Teil beschreibt der Evangelist das Unheilsgeschehen dieses Äons, das seinem Höhepunkt zutreibt und durch das Kommen Gottes bzw. des Menschensohnes beendet wird. Es ist in drei Etappen gegliedert, an die kontrapunktisch jeweils ein paränetisches Stück (5b–6; 9–13; 21–23) angeschlossen ist. Mk 13 ist nicht eine historische Rede Jesu, sondern Verkündigung durch den Evangelisten in Form jüdischer Apokalypsen.

Nachdem er drei bekannte und einflußreiche Erklärungsmodelle (G. Hölscher, R. Pesch, F. Hahn) als irreführend erwiesen hat, wendet sich B. der Rekonstruktion der von Mk benützten und umorientierten Vorlage zu. Mit Hilfe vergleichbarer jüdischer Denkmodelle stellt er die VV. 7f. 14–20 und 24–27 als Rest dieser Vorlage heraus. Sie schildert Gegenwart und Zukunft nach dem bekannten Zwei-Äonen-Schema, wobei 7f den Anfang, 14–20 den Höhepunkt des jetzigen bösen Äons und 24–27 den kommenden Äon beschreiben. „Die gattungsgemäße Funktion“ dieses

Schemas „besteht darin, in einer bedrohlichen Krisensituation aufgrund des esoterischen Einblicks in die das Weltgeschehen überspannende geheime, himmlische Weisheit . . . für die Gegenwart der Gruppenzugehörigen Klärung und Vergewisserung herbeizuführen“ (45f). Der Standort des Verfassers der Vorlage und seiner Adressaten liegt nach B. in V. 7, der vom drohenden Heranrücken des römischen Heeres von Galiläa in Richtung Jerusalem berichtet. Noch größere Drangsale werden diesem Anfang der Wehen folgen, aber beides entspricht dem Plan Gottes, der daraufhin den Umschwung der Verhältnisse bringen wird. Die Christengemeinde braucht also den Glauben nicht zu verlieren, daß alles der feststehenden Ordnung Gottes entspricht. In V. 24f werden die Zeichen genannt, die das unmittelbar bevorstehende Kommen des Menschensohnes anzeigen. Seine Gegner werden ihn sehen und entsetzt erkennen, daß „dieser Mensch“ auf Gottes Thron die Weltordnungsmacht innehat und sie vernichtet wird (vgl. 63 und 68). Nach B. ist diese Vorlage zu Beginn des jüdischen Krieges in der Christengemeinde von Jerusalem entstanden. Dies würde auch verständlich machen, daß die Rolle des Menschensohnes im Vergleich zu jüdischen Parallelen viel selbständiger und mit Motiven der Theophanie gestaltet ist, was dem christlichen Glauben an die Rolle und Funktion Jesu entspräche.

Mk sieht sich vor neue Probleme gestellt, da er sein Evangelium nach der Zerstörung des Tempels schreibt und die nach der ungeheuren Bedrängnis Jerusalems erwartete Äonenwende ausgeblieben ist. Sein Standort im Text muß dementsprechend *nach* den VV. 14–20(22) angesetzt werden, während der der Vorlage *vor* 14 gelegen war. Die Vorhersagen des apokalyptischen Lehrers Jesus haben sich erfüllt (VV. 7–8.14–20). „Um so mehr kann den weiteren, auch die Zukunft (Mk 13,24–27) betreffenden Enthüllungen vertraut werden“ (81). Als untrügliches Zeichen für das Kommen des Menschensohnes nennt Mk seiner Gemeinde die Ereignisse der VV. 24f, nachdem die Zerstörung des Tempels zwar eingetreten ist, aber als Zeichen des Umschwungs getrogen hat. In den VV. 28–37 wird das „Geschehen der Heilswende (V. 24–27) in seiner Bedeutung speziell *für die Gemeinde . . . aus verschiedenen Perspektiven reflektiert*“ (109). Analog zu 4 Esra 4,52, wo der Offenbarungengel Uriel den *Termin* der Zeitenwende ausdrücklich dem Wissen Gottes allein vorbehalten, verweigert auch Mk diese Auskunft, betont aber dafür die Gegenwart als Zeit der Bewährung (110f). In den drei Einschüben 5b–6.9–13.21–23, die durch βλέπετε die Zeit des Evangelisten erkennen lassen, weist er auf die Gefahr falscher Heilsmittler und auf die Glaubensbedrohung hin, die von Verfolgungen der Christen ausgeübt wird. Der apokalyptische Offenbarer Jesus hat sie aber im voraus angekündigt, und es ist deshalb klar, „daß diese widerwärtigen Weltverhältnisse in

der Weisheit der Weltordnung Gottes bedacht und aufgehoben sind“ (153). So wird hinter dem ganzen Kapitel 13 die ungeheure Unruhe erkennbar, die wegen des Ausbleibens des Menschensohnes nach der schrecklichen Bedrängnis der Jerusalemer und der jüdischen Ereignisse die Christengemeinde erfaßt hat. Nach Mk sind sie eingeordnet in den genau gemessenen Weltplan Gottes und darum in ihrer Bedrohlichkeit entschärft. Wie sich die Ankündigung dieser Schrecknisse erfüllt hat, wird sich auch das vorhergesagte Kommen des Menschensohnes erfüllen. Für die Christen ist bis dahin Zeit des Glaubens und der Bewährung. — Es scheint, daß es dem Autor gelungen ist, Mk 13 als Text vorzustellen, der nach dem Muster jüdischer Apokalypsen gestaltet ist und der zur Glaubensentscheidung aufruft, statt vermeintlich Eschata im Detail zu beschreiben. Die ntl. Exegese, nicht nur die Mk-Kommentare, wird dies zur Kenntnis nehmen müssen.

Linz

A. Fuchs

J. Schreiber, *Der Kreuzigungsbericht des Markusevangeliums Mk 15,20b–41. Eine traditionsgeschichtliche und methodenkritische Untersuchung nach William Wrede (1859–1906)* (BZNW, 48), Berlin-New York 1986 (Verlag Walter de Gruyter), XVI+517 Seiten, geb. DM 176,—

25 Jahre nach ihrer Fertigstellung (1959, Prof. Vielhauer, Bonn) legt der Verfasser, heute Ordinarius für Praktische Theologie an der Univ. Bochum, seine Dissertation unverändert vor. Sie ist in Teilen schon einem größeren Publikum bekannt geworden, da Schreiber in seinen inzwischen erschienenen Schriften „Theologie des Vertrauens“ (Hamburg 1967), „Theologische Erkenntnis und unterrichtlicher Vollzug“ (Hamburg ²1968, 1966) und „Die Markuspassion“ (Hamburg 1969) wiederholt auf sie zurückgekommen ist. Nach Meinung des Verfassers sind im Kreuzigungsbericht Mk 15,20b–41 zwei alte Traditionen (A: 15,20b.21.22a.24.27; B: 15,25.26.29a.32c.33.34a.37.38) ineinander geschoben und mit Zusätzen (15,22b.23.29b–32b.34b–36.39–41) versehen. Die erste Tradition (A) verknüpft historische Berichte (15,20b.21.22a) mit dem Weissagungsbeweis (15,24.27) und zeigt so, daß Jesu Kreuzigung gemäß dem im AT geoffenbarten Willen Gottes geschah. Die zweite Tradition (B) benutzt ebenfalls den Weissagungsbeweis, doch nun so, daß Jesu Tod mit Hilfe der im AT vorgezeichneten apokalyptischen Motive (15,33.37.38) als Weltgericht erscheint: Der Todesschrei des Gekreuzigten in der neunten Stunde ist der Gerichtsruf des Erhöhten (15,37), durch den die satanische

Finsternis vernichtet (15,33) und das den Bestand der (jüdischen) Welt garantierende Heiligtum zerstört wird (15,38) (zum Teil wörtlich nach Schreiber, Erkenntnis, 12f). Zu diesem Ergebnis gelangt Sch. durch verschiedene literarkritische, stilkritische und vokabelstatistische Beobachtungen. Ein weiterer Schritt umfaßt eine motivgeschichtliche Interpretation (Finsternis, Todesschrei Jesu, Zerreißen des Tempelvorhangs, etc.). Es scheint jedoch nicht sicher, daß in diesem Abschnitt die Leser aus den religionsgeschichtlichen Parallelen unbedingt dieselben Folgerungen ziehen werden, zu denen der Verfasser gelangt. So war z. B. „den ersten Erzählern und Zuhörern . . . klar, daß mit dem Todesschrei Jesu das ewige Licht der Gottesherrschaft angebrochen war. Der Gekreuzigte hat sich damit als der Menschensohn erwiesen, denn nur dieser kann durch seinen Gerichtsruf die Urfinsternis und die ihr angehörigen Sünder vernichten und den Tag der neuen Welt heraufführen“ (157f, vgl. auch 196). Und aus dem Mk-Text entnahmen sie auch, daß mit dem Zerreißen des Tempelvorhangs „der Tempel selbst, von dessen Bestand die Welt abhing, zerstört“ wurde (167f). Wenn der Verfasser bei der Herausstellung der theologischen Seite etwas voreilig von „historische(m) Desinteresse“ des Evangelisten bezüglich der Kreuzigung Jesu spricht (171), dafür aber meint, „der ganze von Markus gegebene Aufriß des Erlösungsdramas ist stark mit gnostischen Gedanken verwandt“ (216, vgl. auch 386 und 390), was mit weit herbeigeholten mandäischen Parallelen bewiesen werden soll (217), werden ihm noch mehr Leser die Gefolgschaft verweigern. Sicherlich ist sein Bemühen anzuerkennen, vor einem rein historischen Verständnis der Kreuzigungssperikope zu warnen, doch ist seine Interpretation der „mythologischen Aussagen“ (8) in vielen Punkten zu phantasievoll, um überzeugen zu können. Wenn Schreiber eigens als seine (mit W. Wrede geteilte) Ansicht bezüglich des MkEv betont, „daß sich der Evangelist schon tatsächlich ganz im Dunkeln hinsichtlich der geschichtlichen Fakten des Lebens Jesu befand“, und er ihm nicht zutraue, daß dieser „historisch denkt und unterscheidet“ (379, Anm. 545; 363), wiederholt der Verfasser nur längst als Übertreibungen einer radikal formgeschichtlichen Gruppe erkannte Dogmen, die mit den Tatsachen in starkem Konflikt stehen. Es hilft wenig, daß sich Sch. in einem ausführlichen *neuen* Teil (275–456) mit der Kritik auseinandersetzt, die ihm seit seiner Dissertation zu seinen Thesen in reichem Maß und weithin ablehnend zuteil geworden ist. Denn in vielen Fällen genügt es dem Autor, daß er mit R. Bultmann, M. Dibelius, W. Wrede und Ph. Vielhauer einer Meinung ist, während andere ihn allzu oft nicht verstanden, diesen oder jenen seiner Sätze übersehen oder zahlreiche andere Fehler begangen haben. So muß sich M. Hengel sagen lassen, er solle „genauer lesen, seine Allergie gegen Begriffe wie θεός ἀνῆρ . . . oder Gnosis ablegen und . . . indirekte Unterstellungen . . . unterlassen“. Seiner Polemik fehle zudem die rationale Kontrolle (284, Anm.

40). R. Pesch sündigt durch „dürre(n) Rationalismus“ (293) bzw. durch „modernistische und dogmatische Tendenzen“ (362). D. Dormeyer wird „Mißachtung der Forschungsgeschichte“ und „in extremer Form willkürliche(r) Subjektivismus“ vorgeworfen, obwohl dieser „für Dormeyer leider vergeblich“ (279, Anm. 24) vom Verfasser schon als gefährlich nachgewiesen worden war. Zu diesen Fehlern komme außerdem Totschweigen von kritischen Argumenten (311, Anm. 184) und „unqualifiziert(es)“ Vorgehen (312, Anm. 188). Daß die Ansichten des „rheinischen Pfarrers“ P. C. Böttger „schön gedruckt“ vorliegen, eine bestimmte, dem Verfasser wichtige Dissertation dagegen nicht, „gehört zu den Verrücktheiten der Forschungslage“ (281, Anm. 32). G. Lohfink werden „vehemente Attacken im Taschenbuchformat“ bescheinigt und R. Pesch wird gesagt, daß sein „bahnbrechende(r) Markuskommentar“ ihm „das Hirn obsessioniert“ (361); W. G. Kümmel zeichnet sich durch „bewundernswert präsentierte Literaturmengen“ aus (285), „verharrt“ dann aber doch „beim Forschungsstand von vor 1959“ (286, Anm. 50), weil er die Dissertation des Verfassers in seiner Theologie nicht entsprechend berücksichtigt. Einer teilt einen Irrtum mit anderen (319, H. J. Steichele), ein anderer irrt „grundsätzlich“ (371, Anm. 506, W. Egger), und F. Neiryneck schließlich fällt dem Irrtum zum Opfer, weil er auf einigen Seiten Schreibers „eine widersprüchliche Argumentation findet“ (330, Anm. 290). Man könnte noch anfügen, daß das Tübinger Symposium von 1982 auf „Sachverhalte“ von „methodisch grundlegende(r) Bedeutung“ vergessen hat (294, Anm. 105) bzw. daß Sch. fürchtet, von der „christlichen Exegese“ von P. Stuhlmacher und H. Weder könnte möglicherweise eine Behinderung des wissenschaftlich-kritischen Denkens ausgehen (360, Anm. 467). Daß der Verfasser auch von einem antirömischen Affekt lebt, ist wiederholt feststellbar (vgl. z. B. 283, Anm. 40; 293; 359; 362, Anm. 474), aber bei der weltanschaulichen und konfessionellen Gebundenheit des Autors nicht verwunderlich. Man kann all diese emotionalen Ausfälle als amüsante Lektüre werten, doch verbessern sie die Argumentation des Buches nicht. Von klarer Methode, sicheren Ergebnissen und ruhig-sachlicher Präsentation scheint die Arbeit weit entfernt zu sein.

J. A. Fitzmyer, *The Gospel According to Luke. Introduction, Translation, and Notes, I–II* (AncB, 28.28A), Garden City 1981.1985 (Verlag Doubleday), XXVI+XVII+1642 Seiten, geb. je \$ 18,–

Mit Verspätung ist der Kommentar bei den SNTU eingelangt, und durch ein weiteres Mißgeschick hat sich die Besprechung nochmals verzögert. So ist das Werk längst in den Händen der Exegeten, die sich durch persönlichen Gebrauch sicherlich ein eigenes Bild von seiner Qualität gemacht haben werden. Dazu gehört vor allem die umfangreiche Einführung (mit der Bibliographie 283 Seiten) und die sehr intensive und materialreiche Kommentierung, die philologische Beobachtungen und inhaltliche oder literarische Thesen immer wieder durch Verweise auf einschlägige Literatur untermauert. Der Erklärung der einzelnen Wörter oder Satzteile geht jeweils eine Besprechung voraus, die jede Perikope im Kontext vorstellt, Vergleiche mit Parallelen bringt, übergreifende theologische Themen notiert, religionsgeschichtliche Fragen oder solche der literarischen Gattung erörtert, usw. Die große Sachkenntnis des Verfassers auf dem Gebiet der Aramaistik und der Religionsgeschichte (Qumran) trägt nicht selten zum besseren Verständnis des Textes und seines Hintergrundes bei.

Nicht unwesentlich wird die Gesamtexegese des LkEv von den Voraussetzungen geprägt, mit denen der Autor an die Arbeit herangeht. Diesbezüglich vertritt F. eine in dem Sinn modifizierte Zweiquellentheorie, daß er das Mt und Lk Sondergut ,M' und ,L' nicht unbedingt als schriftliche Quelle verstehen will (I, 64). Das amerikanische Umfeld merkt man u. a. daran, daß er sehr viel Energie aufwenden muß, um die neubelebte Griesbach-Hypothese zurückzuweisen und die Scheinargumente von W. R. Farmer u. E. P. Sanders als solche zu deklarieren. Bedauerlich ist, daß die Literatur der letzten Jahre weder zitiert noch verwendet wird und bei der für die Synoptische Frage kritischen Instanz der minor agreements weder ein Referat noch eine Auseinandersetzung mit neuen Gesichtspunkten zu finden ist. Die Abhängigkeit der Seitenreferenten Mt und Lk von Deuteromarkus und nicht vom kanonischen Mk-Text (vgl. z. B. G. Strecker - U. Schnelle, Einführung in die neutestamentliche Exegese [UTB, 1253], Göttingen ²1985 und A. Fuchs, in: SNTU 9 [1984] 95–159 [Lit.]) berührt natürlich die Exegese einer ganzen Reihe von Texten, ohne daß hier wiederholt werden muß, was anderswo dazu schon gesagt wurde. Nur stellvertretend für anderes sei erwähnt, daß bei dem Stoff von Johannes dem Täufer (Lk 3), der Beelzebuldiskussion und dem Senfkornvergleich ein ausgestalteter, entwickelter Mk-Text vorliegt und nicht Q, was selbstverständlich in mehrfacher Hinsicht Konsequenzen hat. Gerade in Anbetracht der enormen Leistung dieses zweibändigen Kommentars zu Lk in anderer Hinsicht ist es schade, daß F. — als

Reaktion auf die mit soviel Aufwand betriebene Reaktivierung der unhaltbaren Griesbachhypothese — das Interesse an synoptischen Studien offenbar verlor und in der Folge auf einem überholten Forschungsstand stehen geblieben ist. Unter Berücksichtigung dieser apriorischen Weichenstellung verdient das Werk aber höchste Anerkennung und kann es als einer der informativsten Kommentare zu Lk nur empfohlen werden.

Linz

A. Fuchs

F. Godet, Das Evangelium des Lukas. Mit einem Vorwort von G. Hörster, Gießen-Basel 1986 (= Hannover ²1890) (Brunnen Verlag), XIV+621 Seiten, geb. DM 88,—

In einer technisch und formal sehr ansprechenden Gestalt legt die Theologische Verlagsgemeinschaft (TVG) im Rahmen ihres Programms von Neudrucken alter Kommentarwerke den Lk-Kommentar eines Autors vor, der weder persönlich noch durch sein Werk dem heutigen Exegeten näher bekannt sein wird. Es ist deshalb erfreulich, daß G. Hörster in seinem Geleitwort Person und Lebensaufgabe Godets kurz vorstellt. Der Verfasser (1812–1900), der u. a. auch Erzieher des Prinzen Friedrich v. Preußen war, war neben seiner Tätigkeit als Pastor in der Freikirche von Neuchâtel Mitbegründer der dortigen Akademie und Lehrer für NT an der genannten Hochschule. Aus dieser Zeit stammen seine Kommentare zu Lk, Joh, Röm, 1 Kor und seine Einleitung in das NT. Inhaltlich ist der Neudruck teilweise u. U. problematisch, da der Autor die weltweit anerkannte Zweiquellen-theorie bestreitet und lieber mit einer fast stereotyp weitergegebenen mündlichen Tradition rechnet. Lk ist demnach nicht von Mk abhängig und die Redenquelle — trotz Parallelen bei Lk — nur bei Mt zu finden! Für jene Kreise, die heute im Gefolge von Griesbach und weithin mit unzulänglicher Begründung ebenfalls an der Zweiquellen-theorie rütteln, mag G. als willkommener Kampfgenosse erscheinen; andere wird die neue Verbreitung der schon lange unhaltbaren Position nicht daran hindern, das Material zu benützen und die Argumente selber zu überprüfen, die der Verfasser auf mehr als 600 Seiten vorlegt. Unter diesem Aspekt werden manche Bibliker und neuere Bibliotheken froh sein, daß ihnen nach den großen Kommentaren von Th. Zahn jetzt auch ein weiterer Kommentar einer vergangenen Epoche zugänglich gemacht wurde, obwohl G. weithin historisch argumentiert, wo er theologisch fra-

gen müßte. Aber die Fehler der Vergangenheit können ja auch Anregung zu tieferem Verständnis, nicht nur Anlaß zur Kritik sein.

Linz

A. Fuchs

F. Bovon, Lukas in neuer Sicht. Gesammelte Aufsätze (BThS, 8), Neukirchen 1985 (Neukirchener Verlag), 231 Seiten, kart. DM 32,—

Trotz des internationalen Charakters der wissenschaftlichen Exegese bilden Sprachen auch heute noch eine nicht unbeträchtliche Barriere. Was die französischsprachige Literatur anlangt, ist dieses Hindernis in letzter Zeit nicht geringer geworden, sondern eher im Steigen begriffen. Es ist deshalb für den Autor wie für die Leser begrüßenswert, daß eine Reihe von Aufsätzen, die Bovon, Professor an der Univ. Genf, seit 1973 in verschiedenen Zeitschriften auf französisch zum 1k Doppelwerk veröffentlicht hat, nun in einem deutschen Sammelband zugänglich gemacht wurde. Die Beiträge betreffen zwei Forschungsberichte, exegetisch-theologische Abhandlungen mit linguistisch-strukturalistischem Einschlag, bringen philosophisch-hermeneutische Aspekte zur Sprache und schließen mit einem Ausblick auf die apokryphen Apostelgeschichten. Trotz der Übersetzung ins Deutsche haben die Aufsätze ihren essayistischen Charakter bewahrt und bezeugen in ihrer ganzen Anlagen noch die französische Herkunft. Die reichen bibliographischen Angaben machen sie für jeden wertvoll, der sich über die jüngste Forschung zum Werk des dritten Evangelisten näher informieren will.

Linz

A. Fuchs

E. Drewermann, Dein Name ist wie der Geschmack des Lebens. Tiefenpsychologische Deutung der Kindheitsgeschichte nach dem Lukasevangelium, Freiburg 1986 (Verlag Herder), 168 Seiten mit acht Farbtafeln, geb. DM 29,80

Eine philosophische und mythologische Vergewaltigung der Texte ohne jede methodische und exegetische Basis.

Linz

A. Fuchs

J. Jervell, *Jesus in the Gospel of John*, Minneapolis 1984 (Augsburg Publishing House), 96 Seiten, kart. \$ 5,50

Die Übersicht über wichtige Themen des JohEv, die nun in erweiterter Form in englischer Übersetzung des norwegischen Originals von 1978 vorliegt, geht auf eine Vorlesungsreihe am Institute for the History of Ideas an der Universität Oslo zurück. In einem einleitenden Abschnitt zeigt Jervell die Gründe dafür auf, weshalb das vierte Evangelium für uns so rätselhaft bleibt, obwohl es bei anfänglicher Lektüre so klar zu sein scheint.

Danach behandelt er den zentralen Inhalt der Botschaft des JohEv: Die Person Jesu Christi als den einzigen Sohn Gottes, in dem sich Gott selbst offenbart. Der Sohn zwingt die Welt zur Entscheidung. Wenn die Juden Jesus zurückweisen, beweisen sie zugleich, daß sie mit Gott in Konflikt sind. Der Konflikt, der mit der Sendung des Sohnes in die Welt beginnt und im Kreuz seinen Höhepunkt erreicht, setzt sich in der Kirche fort. Dem Evangelisten geht es nicht um die biographische Darstellung der Person und Geschichte Jesu, sondern um seine Bedeutung für die Menschheit als ganze. Wer sich gegen ihn entscheidet, an dem vollzieht sich schon jetzt das Gericht Gottes, wie umgekehrt jene, die an ihn glauben, schon jetzt Anteil haben am ewigen Leben. Die neue Existenzweise, die ewiges Leben heißt, besteht in der Liebe und hat dadurch eine innige Beziehung zu Gott selbst, der Liebe ist. Der Tod Jesu ist das Mittel seiner Verherrlichung bzw. seiner Rückkehr zum Vater. Die Herrlichkeit Gottes, die wesentlich seine Liebe ist, hat sich im höchsten Maß im Opfer seines Sohnes geoffenbart. Die Kirche wird als Organismus verstanden, in dem Jesus Mittelpunkt ist. In ihr manifestiert sich Jesus unter den Glaubenden, denn nach Joh Verständnis hat sich das zweite Kommen Jesu nach seiner Auferstehung durch den Geist und das Wort bereits ereignet. Die Kirche ist letztlich die Gemeinde derer, die anerkennen, daß der Tod Jesu die höchste Offenbarung der Natur und des Willens Gottes ist. Der Geist gilt als Jesu Nachfolger und Repräsentant. In ihm wird Gott selbst erfahren, da dieser Geist ist.

Nach der knappen und guten Darstellung der wichtigsten Inhalte der Joh Botschaft fragt J. nach den Adressaten dieser Botschaft und ihrer historischen Situation. Seine Hypothese, das JohEv sei für Judenchristen geschrieben, muß überraschen, wenn man die Polemik des Evangelisten gegen die Juden im Ohr hat. Ausgangspunkt für diese Hypothese ist der Messiasitel (20,31). Die judenchristliche Gemeinde, für die der Evangelist schreibe, sei in Gefahr, den Glauben an den Messias zu verlieren.

Nach dem Verständnis des Evangelisten bzw. seiner Schule seien die atl. Schriften auf Jesus hin geschrieben. Die Juden können diese deshalb nicht gegen Jesus ins Spiel bringen. Die Kirche habe die Rechte und Privilegien Israels ererbt. Die Christen seien schon immer Gottes erwähltes Volk gewesen, während die ungläubigen Juden nie zu ihm gehörten.

Die von J. zum Adressatenkreis vorgelegte These ist im Zusammenhang mit seiner Auffassung zu sehen, daß das Judenchristentum in den Jahren zwischen 70 und

100 n. Chr. einen großen Einfluß in der Kirche gehabt habe. Diese These ist jedoch nicht aus den ntl. Texten zu begründen, da die Gemeinden nach anfänglicher Zugehörigkeit zur Synagogengemeinde sich wenigstens nach 70 n. Chr. vom Judentum lösten und eigenständig wurden. Zu den christlichen Gemeinden gehörten auch bald ehemalige Heiden, die sogar zur Mehrheit wurden, was der Autor auch nicht bestreitet. Die Judenchristen hätten jedoch als Minderheit einen tiefgreifenden Einfluß in der Kirche behalten.

Abschließend gibt J. einen Überblick über die Forschungsgeschichte des JohEv der letzten 20 Jahre. Der Verfasser legt eine gute Zusammenfassung seiner Interpretation des vierten Evangeliums vor, die zum besseren Verständnis dieser rätselhaften Schrift dienen kann, auch wenn man manchen Details nicht zustimmen wird und seiner These zum judenchristlichen Adressatenkreis widersprechen muß.

Hennef (Sieg)

H. Giesen

J. Kremer, Lazarus. Die Geschichte einer Auferstehung. Text, Wirkungsgeschichte und Botschaft von Joh 11,1–46, Stuttgart 1985 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 384 Seiten, geb. DM 44,—

Mit diesem Buch widmet sich Kremer einem Stoff, dessen Inhalt in Exegese und praktischer Glaubensverkündigung heftig umstritten ist. Der Verfasser ist sich dessen auch von allem Anfang an bewußt und bekennt im Vorwort offen, „Freunde“ hätten ihm „abgeraten, über die Auferweckung des Lazarus zu schreiben; denn die offene Behandlung dieses brisanten Themas könnte von manchen Lesern falsch aufgenommen werden“ (7). Andererseits hat das zu Beginn der Einleitung zitierte Bekenntnis von Baruch Spinoza, der „einmal zu Freunden (sagte), er hätte sein ganzes philosophisches System verworfen und den einfachen christlichen Glauben angenommen, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich von der Auferstehung des Lazarus zu überzeugen“ (9), solches Gewicht, daß K. einer Auseinandersetzung mit der Perikope Joh 11,1–46 nicht aus dem Weg geht. Dies umso weniger, als heute ja die Frage nach Historizität und Glaubensaussage des Stückes nicht nur von wenigen Wissenschaftlern, sondern von zahlreichen an der Bibel Interessierten gestellt wird. Ermutigt wird der Verfasser (und der Leser) zu einer neuen Sicht einerseits durch ein Wort von Thomas v. A., das auf die menschliche Gestalt des Wortes Gottes aufmerksam macht („In der Hl. Schrift wird uns Göttliches auf die Weise übermittelt, wie es bei Menschen üblich ist“), und andererseits durch die

„neueste(n) Erkenntnisse der Sprach- und Literaturwissenschaft“ (10), die das Profil eines Textes und damit auch seine Aussageintention besser erfassen lassen. Unter diesen Voraussetzungen präsentiert K. seine Untersuchungen in drei Abschnitten, zum Text, zur Wirkungsgeschichte, und zur Botschaft der Lazarusgeschichte.

Vorsichtig wird der Leser im ersten Teil zunächst darauf aufmerksam gemacht, daß Joh 11 als Wort Gottes nicht „einfach wie eine Dichtung oder (ein) Bericht eines Historikers“ gelesen werden darf (20), sondern vom Evangelisten wie die übrigen Teile seiner Schrift als Hinführung zum Glauben verstanden werden will (Joh 20,30f). Als auffällig stellt sich sehr bald heraus, wieviel Raum der Erzähler in einer Totenerweckungsgeschichte den einzelnen Aussagen und Gesprächen widmet, sodaß das Handlungsgeschehen stark zurücktritt. Entsprechend dieser Struktur liegt sehr viel Gewicht auf den meist präsentisch eingeleiteten Reden und tritt neben der Erweckung des Lazarus als Handlungsschwerpunkt die Selbstoffenbarung Jesu als Sinnschwerpunkt in den Gesprächen hervor. Die Tatsache, „daß viele Formulierungen die Sprache des urkirchlichen Lebens widerspiegeln“ (34) bzw. daß „die Betonung der gegenwärtigen Vermittlung von Auferstehung und Leben (VV. 25f) ganz der Sprache des Evangelisten und nicht der vorösterlichen Predigt Jesu“ (aaO.) angehört, läßt bereits erkennen, daß sich die Gegenwart des Verfassers und die Probleme seiner Kirche sehr stark im Text niederschlagen. Der Hinweis darauf, daß „das den Verfasser leitende Interesse . . . an dem zu erkennen (ist), was er ausführlich darlegt“ (36), bereitet den Leser noch vor aller Diskussion über Tatsache und Charakter der Historizität des Berichtes darauf vor, daß das „Hauptinteresse“ des Evangelisten „an Jesus und seiner Offenbarung als Herr des Todes“ haftet und das Interesse an Lazarus „und seinem Geschick (nur) sekundär“ ist (37). Damit sind bereits bedeutende Weichenstellungen getroffen und ist der Leser darauf aufmerksam gemacht, wie ausgiebig der Text „durch die Probleme der ersten Leser bedingt“ ist (38).

Nach diesen „Vorbemerkungen“ zur Gestalt und Eigenart des Textes von Joh 11,1–46 geht K. daran, die Lazarusgeschichte mit anderen Totenerweckungserzählungen des AT und NT bzw. mit anderen joh Wundergeschichten zu vergleichen. In Frage kommen für die erste Gruppe vor allem 1 Kön 17,17–24 (Elija) und 2 Kön 4,18–32 (Elischa) sowie Lk 7,11–17 (Auferweckung des Jünglings von Nain), Mk 5,21–43 parr (Erweckung der Tochter des Jairus), Apg 9,36–43 (Erweckung der Tabita durch Petrus) und Apg 20,7–12 (Erweckung des Eutychus durch Paulus). Als wegweisend stellt sich schon hier die Beobachtung heraus, daß in den meisten der genannten Erzählungen das Hauptinteresse auf den Wundertäter, nicht auf den von den Toten Auferweckten gerichtet ist. Diese Ausrichtung kommt in der Laza-

rusgeschichte noch deutlicher ans Licht, wenn man ihre formale Verwandtschaft mit anderen joh Wundergeschichten erkennt. Die dialogische Struktur, die ähnliche Gedankenführung und die symbolhafte Sprache heben die Eigenart der Lazaruserzählung im Vergleich zu den übrigen Totenerweckungsgeschichten hervor und legen das Schwergewicht auf das Zeichenhafte des Geschehens.

Im nächsten Kapitel, das den Fragen der Entstehungsgeschichte gewidmet ist, kommt K. aufgrund von Spannungen und Widersprüchen im Text zunächst zu der Beobachtung, daß jene „Stellen, die Marta besonders hervorheben“ und die „den Gang der Handlung unterbrechen (Vv. 23–27.40.41b.42)“, einer sekundären Schicht angehören müssen (84). Nach ihrer Eliminierung „(weist) die erschlossene Quelle . . . kaum mehr Unebenheiten auf. Höhepunkt der Geschichte ist das Wunder (und nicht die Selbstoffenbarung Jesu gegenüber Marta)“ (87). Wie der Autor meint, gehörte diese Textform wegen ihrer Verwandtschaft mit den anderen Zeichen-Wundern des JohEv ursprünglich der Semeiaquelle an, aus der sie der Evangelist entnehmen konnte (aaO.). Der Semeia-Text selbst ist nach K. die Fortentwicklung eines Grundtextes, der „nicht bloß mit den synoptischen, sondern auch mit vielen außerbiblischen Wunderberichten verwandt (ist)“ und den Kremer S. 89 rekonstruiert.

Ohne daß hier auf alle für die Argumentation nicht unwichtigen Einzelheiten eingegangen werden kann, stellt sich im folgenden die Verwandtschaft von Lk 16,19–31 und Joh 11 als wichtig heraus. Von nicht wenigen wurde ja die Behauptung aufgestellt, die Lazarusgeschichte sei bloß die erzählerische Inszenierung dessen, was bei Lk in gleichnishafter Form zum Ausdruck gebracht werde (vgl. Lk 16,31 und Joh 11,46). Abweichend von diesem Trend vertritt K. aber die Meinung, daß sowohl Lk wie Joh eine ältere Lazarustradition zugänglich war, die von einer Krankenheilung berichtete. Die im NT nachweisbare Tendenz zur Steigerung des Wunderhaften (106) und die praktische Identifizierung der Heilung eines Todkranken mit einer „Totenerweckung“ durch damalige Zeugen führen ihn dazu, zwei Möglichkeiten für den historischen Hintergrund in Betracht zu ziehen: „erstens eine Krankenheilung, die bald als Totenerweckung weitererzählt wurde, oder zweitens eine Tat Jesu, die von Anfang an damaligem Verstehen gemäß als Totenerweckung beurteilt wurde“ (109). Letztlich läßt der Verfasser also die vielen Gläubigen wichtige Frage nach der Historizität der Totenerweckung des Lazarus offen, konform mit dem Text, dessen Schwergewicht auch auf der Christologie und nicht auf dem Geschick des Lazarus liegt.

Nach diesen Beobachtungen zum Text geht K. der Wirkungsgeschichte der Perikope von der Zeit des NT bis heute nach (111–328). Kommentare, Homilien,

Liturgie, Predigt und Katechese, Literatur und Kunst werden herangezogen, um die Spiegelungen der Geschichte in den einzelnen Jahrhunderten darzustellen. Obwohl diese Rezeptionsgeschichte auf verschiedene Probleme aufmerksam macht, die zur Beurteilung des Textes dienlich sein können (z. B. die Frage nach einer Todes- und Jenseiterfahrung des Lazarus oder die Rückkehr eines Toten als Störung der ruhigen Gesetze der Natur; vgl. 327), macht es nicht den Eindruck, daß dieses umfangreiche Kapitel über das bisher Besprochene hinaus Wesentliches beiträgt. Eine getrennte Veröffentlichung dieses Teils im Rahmen exegetesgeschichtlicher Studien und die Zusammenfassung des übrigen zu einer „Stuttgarter Biblischen Studie“ wäre für den theologisch Interessierten vielleicht nützlicher gewesen. Als Aufweis vielfacher Irrwege und Seltsamkeiten, wenn auch nicht nur das, kann dieser geschichtliche Längsschnitt natürlich auch lehrreich sein.

Im letzten, mit „Botschaft“ überschriebenen Teil bringt K. Erörterungen über „das Lesen der Lazarusgeschichte im Einklang mit dem kirchlichen Glaubensbekenntnis“, was mit anderen Worten als „geistliches Lesen“ bezeichnet werden kann (vgl. 344). Dem Verfasser ist es vor allem darum zu tun, von einem bloß historischen, manchmal fast musealen Lesen eines Bibeltextes wegzukommen und zu einem Hören auf die Botschaft hinzuführen. Hier werden Erkenntnisse vermittelt, die in einer allgemeinen Einleitung unter dem Titel des inspirierten und inspirierenden Wortes Gottes zu finden sind und auf die heute mit Recht mehr Wert gelegt wird als früher. Sachlich würde es sicher mancher Leser begrüßen, wenn eine anläßlich der Lazarusgeschichte sich aufdrängende Frage vom Verfasser beantwortet würde. Je mehr sich nämlich in der Untersuchung abzeichnet, daß dem Text Joh 11,1–46 möglicherweise keine historische Totenerweckung zugrunde liegt, desto dringlicher wird die Frage, wie die Lazaruserweckung in „der Sicht des Evangelisten ... (den) Anlaß für das Todesurteil“ Jesu bilden kann (22). Die Beachtung der theologischen Intention des Evangelisten würde wohl auch noch Licht auf das Verständnis der Perikope selbst werfen können. — Alles in allem kann aber kein Zweifel sein, daß das Buch von Kremer eine intensive Auseinandersetzung mit dem exegetisch schwierigen Lazarusstoff bietet und die Exegese dem Verfasser für den mutigen Vorstoß (trotz offen bleibender Fragen) zum Dank verpflichtet ist.

An Druckfehlern und ähnlichem sind u. a. aufgefallen: 29, Anm. 15 (vgl. auch S. 376) wurde bei *A. Paul* der Vor- mit dem Familiennamen verwechselt, zusätzlich fehlt die Reihenbezeichnung (*LD*, 100); 66, Anm. 82: *l'Ancien*; *Temporini*; 78: sinnstörender Fehler; 101 und 382: Schäferdiek; 166 und 378: Gribomont; 190, Anm. 346: *perpetuo*.

R. Baum-Bodenbender, *Hoheit in Niedrigkeit. Johanneische Christologie im Prozeß Jesu vor Pilatus* (Joh 18,28–19,16a) (FzB, 49), Würzburg 1984 (Echter Verlag), XI+394 Seiten, kart. DM 56,—

Die Autorin beginnt ihre mit großer methodischer und sachlicher Klarheit geschriebene Dissertation (Mainz, 1982/83; L. Schenke) zum Prozeß Jesu vor Pilatus mit einer Form- und Kompositionsanalyse des Stoffes, in der sie sich die Arbeitsweise und Erkenntnisse der modernen Erzählforschung zunutze macht. Die Beobachtung des Erzählprofils, d. h. der Frage nach der Verteilung dialogischer und narrativer Elemente, und des Erzähltempos, d. h. des wechselnden Verhältnisses zwischen erzählter Zeit und Erzählzeit, führt die Verfasserin zur Erkenntnis einer christologischen Achse des Textes: Einer Hoheitschristologie des von oben gesandten Offenbarers in bestimmten Szenen wird seine völlige Erniedrigung in anderen Abschnitten gegenübergestellt. Im zweiten Kapitel, in dem eine umfangreiche literarkritische Untersuchung vorgelegt wird, kristallisiert sich auf der Basis des bisherigen Ergebnisses eine frühjohanneische Schicht A heraus, die durch eine spätere redaktionelle Schicht B erweitert und ergänzt wurde. Da letztere Texte synoptischen Typs enthält, kommt B. zu der Folgerung, „daß eine frühjoh. ‚Quellenerzählung‘ mit Hilfe der synoptischen Evangelien literarisch überarbeitet und re-interpretiert“ wurde (350). Die Frage nach der religionsgeschichtlichen Einordnung der beiden Schichten läßt dann auch die Gründe für dieses Vorgehen des „Redaktors“ erkennen. Nach B. ist „das ‚geistige Klima‘ der frühen joh. Gemeinden durch eine Art ‚Prä-agnostizismus‘ bestimmt gewesen“ und konkret „(sei) die einseitig akzentuierte vorred. ‚Hoheits-Christologie‘ . . . im Laufe ihrer Überlieferung in die Gefahr einer ‚gnostisierenden‘ Verfälschung geraten“ (352), sodaß der Evangelist dieser leicht in Richtung Doketismus mißverständlichen Theologie die breiten Aussagen vom Leiden und der Erniedrigung des Gottesgesandten (im wesentlichen Joh 18,29–32.34–35b.38b–40; 19,1–5) entgegengesetzte. Eine Bestätigung findet die Autorin für diese Auffassung in der Tatsache, daß auch 1 Joh., der ungefähr zur gleichen Zeit wie das JohEv abgefaßt wurde, sich mit aus der eigenen Gemeinde kommenden Gegnern auseinandersetzen muß, die die Messianität Jesu wegen seiner Passion bestreiten. Es scheint, daß die Autorin mit dieser Interpretation, die auf der Linie der von H. Thyen und W. Langbrandtner gesuchten Lösung der joh. Frage liegt, einen maßgeblichen Beitrag zum Verständnis des vierten Evangeliums geliefert hat. Unter der Voraussetzung, daß ihre wesentlichen Resultate zutreffen, wäre die Auffassung von J. Wellhausen widerlegt, der in der Szenenfolge des Pilatusprozesses nur einen ‚Wirrwarr‘ entdecken konnte. Und auch die These R. Bultmanns hätte gründlich Schiffbruch erlitten, nach welchem der vor der ‚kirchlichen Redak-

tion' arbeitende Evangelist der eigentliche Verfasser des später in Unordnung geratenen Evangeliums (Blattvertauschung etc.) sei. Denn unübersehbar deutlich kommt dem letzten Bearbeiter die entscheidende Rolle bei der Schaffung des gesamten, heute und in dieser Form vorliegenden Evangeliums zu und ist seine Schrift und nicht die von Bultmann rekonstruierte Unterlage das maßgebliche Evangelium (vgl. 234 und 353).

Es ist für die Arbeit nur von peripherer Bedeutung, daß B. in der synoptischen Frage zwar mit dem von der Griesbachthese ausgelösten Lärm bekannt, aber im übrigen mit der diesbezüglichen jüngeren Forschung nicht vertraut ist (vgl. z. B. G. Strecker - U. Schnelle, Einführung in die neutestamentliche Exegese (UTB, 1253), Göttingen ²1986, 53).

Linz

A. Fuchs

K. Kliesch, Apostelgeschichte (SKK NT, 5), Stuttgart 1986 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 167 Seiten, kart. DM 19,80

Das Erscheinen der einzelnen Hefte des Stuttgarter Kleinen Kommentars macht erfreuliche Fortschritte. Mit dem Kommentar zur Apg liegt eine Erklärung einer ntl. Schrift vor, die nach wie vor zu den schwierigen gehört und die lange Zeit außerhalb des Hauptinteresses der Exegeten lag. Eine neue Aufmerksamkeit auf das Doppelwerk des Lk in letzter Zeit hat aber die Situation gewendet; Hand in Hand damit werden nun Probleme offenbar, die man in den weithin oft „unbekannten“ Texten früher gar nicht gesehen oder vermutet hatte. Es ist das Verdienst dieser Interpretation, daß sie leicht verständlich und in gewissem Sinn in komprimierter Form zusammenfaßt, was in den vergangenen Jahrzehnten zu einem *theologischen* Verständnis dieser Schrift erarbeitet wurde. Das betrifft, wenn auch nicht nur, ein neues *christologisches* Verständnis der Wunder der Apg, das die vielfach musealen Fragestellungen älterer Kommentare überwindet; das betrifft ebenso die gegenüber früher natürlich viel stärkere Differenzierung zwischen l.k. Darstellungsart und -absicht und der beschriebenen Realität, etc. Abgesehen von Formulierungen, die vielleicht wegen ihrer Knappheit mißverständlich sein können (96: Bezeichnung des Sch^ma als Gebet; 145: falsche Beschreibung der Pharisäer durch das NT), bietet das Buch eine gute Einführung in die Apg für den ins Auge gefaßten Leserkreis und kann in diesem Sinn nur empfohlen werden.

Linz

A. Fuchs

G. Kettenbach, *Das Logbuch des Lukas* (EH, 23/276), Frankfurt-Bern-New York 1986 (Verlag P. Lang), kart. 218 Seiten, sfr 48,—

Diese Abhandlung hat ein schillerndes Profil. Einerseits liest sie wohl jeder Leser mit einer Spannung, die ihn kaum vor der letzten Seite aufhören läßt; andererseits verlangt sie zum vollen Verständnis nach einer Weiterführung und Ergänzung, die der Verfasser selbst wiederholt für nötig erklärt und auch in Aussicht stellt (vgl. z. B. 157.164 bzw. 7), aber in dieser Untersuchung selbst nicht bietet. Der Autor, der „über eine fundierte Ausbildung zum Seeoffizier . . . verfügt“ (Umschlagtext), versucht die letzten zwei Kapitel der Apg vom seemännisch-nautischen Standpunkt aus zu erklären und ist mit seiner Einsicht in die komplizierte Technik der neuen und der antiken Seefahrt imstande, den Leser auf Aussagen des Lk Textes aufmerksam zu machen, die ohne eine solche fachmännische Einführung für einen Laien nicht durchschaubar sind. Dazu gehören, um nur einige wenige Punkte zu nennen, die Schiffsroute, die von keinem antiken Schiff eingeschlagen worden wäre, oder das 14 Tage westwärts ziehende Tief, das es in der Ägäis aus meteorologischen Gründen nicht gibt; das absichtliche Stranden-Lassen des Schiffes durch die Mannschaft in nächster Reichweite von Malta, nachdem sie 14 Tage lang mit seemännischer Bravourleistung den ärgsten Bedrohungen widerstanden hatten, u. ä. Man muß die einzelnen Kapitel dieses Buches wohl wiederholt zur Hand nehmen, um das von Lk zwischen den Zeilen bzw. für seine Zeit sehr deutlich Gesagte erkennen zu können. In dieser Hinsicht ist die Untersuchung auf jeden Fall ein Gewinn, weil sie ohne Zweifel zu intensiver Auseinandersetzung mit dem Text verleitet. Dann aber kommt die zweite „Hälfte“, das Unausgeführte, nur Angedeutete, das viel vermuten läßt, aber keine klaren Konsequenzen gestattet, weil dem Leser der Schlüssel für das Verstehen fehlt. Dazu gehört neben vielem anderen „eine gesonderte und lange Abhandlung“ (vgl. 164) zur literarischen Gestalt von Apg 27–28, die mit der novellistischen Form auch die Absicht des Verfassers klarer hervortreten ließe. Dazu gehört die Symbolik von Schiff, Sturm, Anker, dem meteorologisch unmöglichen Wind Eyrakylon, die Lage Maltas zwischen zwei Meeren, etc. Dazu gehörte, daß dem Leser die Hauptaussagen in deutlichen Konturen vor Augen gestellt würden. Aber auch so, in der unvollendeten, andeutungsweisen und unfertigen Form ist das Buch, das nicht vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus, sondern in erzählender Manier geschrieben ist, sicherlich die Mühe wiederholten Lesens wert. Daß die angekündigte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem gleichen Stoff dringend geschrieben werden muß, weil sie vom Leser benötigt wird, wird niemand so sehr zugestehen, wie der Verfasser selbst. — In Anbetracht des beachtli-

chen Inhalts dieses Buches ist der Hinweis auf einige sprachliche Fehler von sekundärer Bedeutung.

Linz

A. Fuchs

M. Quesnel, *Baptisés dans l'esprit. Baptême et Esprit Saint dans les Actes des Apôtres* (LD, 120), Paris 1985 (Les Editions du Cerf), 255 Seiten, kart. ffr 128,—

Angeregt durch die pastorale Situation Frankreichs (Frage der Kindertaufe, Praxis der Handauflegung als Geistvermittlung, Firmalter, Renouveau) befaßt sich der Oratorianer Quesnel in seiner für den Druck stark bearbeiteten Dissertation, die er 1984 am Institut Catholique in Paris (P. Grelot) vorgelegt hat, mit den schillernden bzw. konträren Aussagen, die die Apg dazu bietet. Nach einem Überblick über die Forschungsgeschichte, der sehr skizzenhaft erfolgt, und einer vorläufigen Besprechung aller einschlägigen Stellen aus Lk und Apg kommt der Verfasser zur Annahme, daß in der Urgemeinde zwei verschiedene Formen von Taufe geübt wurden, (a) eine Taufe „im (ἐν oder ἐπὶ) Namen Jesu Christi“ und (b) eine andere „auf (εἰς) den Namen des Kyrios Jesus“ (59). Von der ersten ist in Apg 2,38 und 10,48 die Rede, von der zweiten bei Apg 8,16 und 19,5. Um die Bedeutung und Herkunft des jeweiligen Modus zu eruieren, geht der Verfasser den Begriffen und den christologischen Titeln näher nach. Dabei stellt sich heraus, daß ἐν (bzw. ἐπὶ) τὸ ὄνομα τι sowohl im palästinischen wie im hellenistischen Judentum vorkommt, εἰς dagegen fehlt, während die nichtjüdisch-hellenistischen Quellen ein anderes Bild bieten. Hier kommt ἐν bzw. ἐπὶ selten oder nicht vor, εἰς ist in der Volkssprache gebräuchlich, aber ebenfalls selten in literarischen Texten (vgl. 99.112.115). Die Untersuchung über die christologischen Titel erbringt, daß κύριος entgegen einer verständlichen Erwartung nicht aus den Mysterienkulten oder aus dem Kaiserkult übernommen ist (132), sondern aus dem griechischsprechenden hellenistischen Judenchristentum stammt (143), später aber stärker von den Heidenchristen (gegenüber heidnischen Götterkulten) verwendet wurde. Bezüglich der Verwendung von χριστός in juden- und heidenchristlichen Gemeinden in Verbindung mit dem Namen Jesus lassen sich weniger exakte Grenzen ziehen. Als Folgerung der gesamten Studie kommt Q. zu der Auffassung, daß die Taufe εἰς τὸ ὄνομα τοῦ κυρίου Ἰησοῦ von heidenchristlichen Gemeinden geübt wurde und daß weder Buße noch Sündenvergebung damit verbunden waren.

Die Mitteilung des Geistes erfolgt in einem eigenen Akt der Handauflegung (Apg 8,12–17: Taufe der Samaritaner durch Philippus; 9,17–18: Taufe des Saul; 19,1–7: Taufe der Johannesjünger). Dagegen kommt die Taufe ἐν (bzw. ἐπὶ) τὸ ὄνοματι Ἰησοῦ Χριστοῦ, aus judenchristlichen Kreisen (Apg 2,38; 10,44–48). Sie ist mit Umkehr und Sündenvergebung verbunden und vermittelt aus sich den Geist. Diese Form, die bei allen Unterschieden (188) eine Verchristlichung der Johannes-taufe darstellt (180), wird von Lk als die in der Kirche herrschende vorgestellt, der gegenüber die Taufe εἰς τὸ ὄνομα τοῦ κυρίου Ἰησοῦ gewissermaßen nur die Ausnahme bildet (194). Im weiteren Verlauf der Entwicklung sind diese unterschiedlichen Formen miteinander verschmolzen, wie Q. in einem Abschluß-Essay darzustellen versucht.

Vermerkt werden muß, daß der Verfasser aufgrund eines falschen historischen Verständnisses mit der Redaktion von Lk 3,19–22 Schwierigkeiten hat (39f.190f.199) und wegen 3,20 sogar mit einer Taufe Jesu durch einen Schüler des Johannes rechnet. Es ist kennzeichnend für die Interpretation dieses Textes, daß Q., der zwar H. Conzelmann und M.-E. Boismard heranzieht, mit dem für seine Frage entscheidenden Beitrag von A. Vögle (in EKK, Vorarbeiten 4) nicht vertraut ist! Unbeschadet dieses Mangels und der Tatsache, daß Q. Kol und 2 Thess noch immer zu den echten Paulusbriefen rechnet (123.159), ist die These des Autors interessant, auch wenn sie die Auseinandersetzung mit anderen Meinungen erst bestehen muß.

Linz

A. Fuchs

Ch. Dietzfelbinger, Die Berufung des Paulus als Ursprung seiner Theologie (WMANT, 58), Neukirchen 1985 (Neukirchener Verlag), XI+164 Seiten, geb. DM 42,–

Diese Habilitationsschrift, die der Verfasser im Alter von 58 Jahren an der evangelisch-theologischen Fakultät München (F. Hahn) vorgelegt hat, behandelt das Thema der Berufung des Paulus als Ursprung seiner Theologie in drei sehr klar gegliederten und informativen Kapiteln. Im ersten Teil, der Paulus als Verfolger der Christen darstellt, stellt D. heraus, daß von Paulus nicht die Christen generell, sondern nur der tora- und tempelkritische, d. h. der hellenistische Flügel verfolgt wurde und der judenchristliche Teil vom „Eiferer für das Gesetz“ unbehelligt blieb. Dem Verfasser gelingt es nachzuweisen, daß die Beschreibung des Verfolgers zum Teil

mit geprägten, vorpaulinischen Ausdrücken geschieht, die noch die historische Situation errahnen lassen. Als wesentliches Motiv der Christenfeindschaft des Paulus ergibt sich die Verkündigung des Gekreuzigten und von Gott Verfluchten (Dtn 21,22f) als Messias, was in seinen Augen einer Lächerlichmachung und Pervertierung der Tora gleichkam.

Der zweite Teil hat den Vorgang der Berufung zum Thema. D. unterstreicht den bekannten Sachverhalt, daß Paulus selten von dieser Berufung redet und ausschließlich anlässlich der Verteidigung seines Apostolates darauf zu sprechen kommt. Aufschlußreich ist, daß Paulus in 1 Kor 9,1f und 15,8 traditionelle Oster-sprache zur Charakterisierung seiner Erfahrung benutzt (55.57) und „seine Berufung in Parallele zu der Berufung alttestamentlicher Propheten setzt“ (61). Christologisch wird das Damaskusereignis vor allem mit Hilfe der Titel Kyrios, Christus und Sohn Gottes auszudrücken versucht.

Im dritten Abschnitt erläutert D., zu welchen Konsequenzen Damaskus für Paulus geführt hat. Deutlich kommt hier die besondere Stellung des Paulus zum Gesetz zum Ausdruck (zum Unterschied etwa von Jak, Mt oder auch vom Hebr) und versucht der Verfasser verständlich zu machen, warum gerade bei Paulus eine negative Wertung, konkret die schärfste Kritik im NT überhaupt, anzutreffen ist. D. sieht den Grund darin gegeben, daß Paulus allein von allen ntl. Autoren dem Tod Jesu als von der Tora gefordert und gerechtfertigt zugestimmt hatte, was sich dann bei Damaskus als grundstürzender Irrtum erwies, mit allen Folgen für das im wahren Sinn des Wortes todbringende Gesetz. Daß die Völkermission des Paulus ebenfalls auf dieses Ereignis zurückgeht und sich dieser als der eschatologische Bote von Jes 49,1.6 gesehen hat, wird von D. mit Hilfe zahlreicher Schriftstellen in den paulinischen Briefen erkennbar gemacht.

Allgemein kann man dem Buch bestätigen, daß das gestellte Thema methodisch und sachlich umsichtig behandelt wird und die Ergebnisse die Bedeutung des Ereignisses von Damaskus für Paulus klar erkennen lassen. Wie bei allen guten Büchern wird man es mehr als einmal studieren müssen, um die volle Leistung des Autors ermessen zu können.

J. Jervell, *The Unknown Paul. Essays on Luke-Acts and Early Christian History*, Minneapolis 1984 (Augsburg Publishing House), 190 Seiten, kart. \$ 9,95

Von den neun Artikeln über das Lk Doppelwerk, die Jervell hier vorlegt, sind zwei bisher noch nicht veröffentlicht worden: „Die Geschichte des Urchristentums und die Apostelgeschichte“ und „Söhne der Propheten: Der Heilige Geist in der Apostelgeschichte“. Ein Hauptanliegen seines Buches, das sich in allen Aufsätzen mehr oder weniger widerspiegelt, ist es zu zeigen, daß die Apg historisch zuverlässiger sei, als das gemeinhin angenommen wird. Bestimmend für die Auslegung ist die These, daß das Judenchristentum zwischen 70 und 100 n. Chr. eine einflußreiche Minorität in der Kirche gewesen sei. Deshalb müsse die Rolle des Judenchristentums in dieser Zeit neu durchdacht werden. Das Judenchristentum habe sich theologisch nach dem Apostelkonzil etabliert und als die Mitte des Christentums verstanden. Bis 100 n. Chr. habe es seine Vorrangstellung behaupten können. Dies ist das Ergebnis des Aufsatzes „Die starke Minderheit“. J. glaubt, das Paulusbild der Paulusbriefe und der Apg dadurch in Einklang bringen zu können, daß er den besonderen Charakter der Paulusbriefe hervorhebt („Der unbekannte Paulus“). Als Gelegenheitsschriften gäben die Paulusbriefe den Apostel nur im Fragment zu erkennen. Aufgrund der konkreten Anlässe komme der irenische und nicht polemische Paulus nur am Rand in den Blick. Genau dieser Paulus aber dominiert in der Apg („Paulus in der Apostelgeschichte“). In diesem Zusammenhang seien auch die Wunder zu sehen. Für Paulus wie für Lk seien Wunder „Zeichen eines Apostels“. Paulus werde in der Apg als Wundertäter charakterisiert, um zu beweisen, daß seine Verkündigung Wort Gottes sei. Das stimme mit den Paulusbriefen überein, da Paulus seine eigenen Wunder als einen unaufgebbaren Teil seines Evangeliums betrachte. Lk habe die Urkirche als eine charismatische Gemeinde vorgefunden, die durch den Heiligen Geist geführt und dadurch als wahres Volk Gottes legitimiert wurde. Lk verstehe den Heiligen Geist als den Geist der heiligen Schriften, die prophetisch das ganze Evangelium enthalten und Jesus als den wahren Messias offenbaren. Während das Volk des Geistes das Gesetz halte, widersetzten sich die übrigen Juden dem Geist und kamen so in Konflikt mit den Schriften und dem Gesetz, wie J. in seinem neuen Beitrag „Söhne der Propheten . . .“ darlegt. „Die Mitte der Schrift bei Lukas“ sei die Weissagung des leidenden und auferstandenen Messias des Gottesvolkes. Dieses prophetische Evangelium sei in der Synagoge angeboten, aber nur in der Kirche angenommen worden. Die Kirche setze das atl. Gottesvolk direkt fort. Von daher sei es notwendig gewesen zu zeigen, daß der Messias beschnitten wurde, was allein Lk berichtet („Der unbeschnittene Messias“). Als das wahre Israel bestehe die Kirche zwar aus Männern und Frauen; die Frauen aber spielten eine

untergeordnete Rolle und nahmen keine Führungspositionen ein („Die Töchter Abrahams“). Die Aussage Jervells, daß die Kirche nach Lk das wahre Volk Gottes ist, ist zweifellos richtig. Seine Beschränkung auf das Judenchristentum läßt sich jedoch in keiner Weise aus dem Lk Doppelwerk belegen. Für Lk ist vielmehr die Kirche aus Juden und Heiden das wahre Israel. Das zeigen nicht nur die universale Ausrichtung des Evangeliums von Anfang an und der offene Schluß der Apg. J. kommt zu seiner Auslegung aufgrund seiner These über den starken Einfluß des Judenchristentums zwischen 70 und 100 n. Chr. Diese These aber hält kritischer Prüfung nicht stand. Sie führt deshalb nicht selten in die Irre. Sieht man einmal von dieser Schwäche der Interpretation ab, so kann man viele gute Einsichten aus den Untersuchungen des norwegischen Forschers gewinnen. Leider fehlen jegliche Register, die den Umgang mit dem Buch erleichtern könnten, zumal sich die Artikel gegenseitig ergänzen.

Hennef (Sieg)

H. Giesen

D.-A. Koch, *Die Schrift als Zeuge des Evangeliums. Untersuchungen zur Verwendung und zum Verständnis der Schrift bei Paulus* (BHT, 69), Tübingen 1986 (Verlag J. C. B. Mohr), XII+406 Seiten, geb. DM 198,—

Nach langen Jahren, in denen die Frage der Schriftzitate in den Paulusbriefen eher sporadisch und in kürzeren Beiträgen angegangen wurde, hat der Verfasser mit seiner Habilitationsschrift (Ev. Fakultät Mainz, 1983) das Thema neu und umfassend in Angriff genommen. Koch beginnt sein Buch mit einer einführenden Definition von Zitat, Paraphrase, Anspielung u. ä. und untersucht dann die variierende Häufigkeit der Zitate in den echten Briefen und die ebenfalls sehr unterschiedliche Benützung der atl. Bücher durch Paulus. Erst ein Überblick macht bewußt, daß Paulus mehr als ein Drittel aller atl. Schriften nie zitiert, wobei seine Praxis aber der zeitgenössischen Auslegung weitgehend entspricht, und daß zwischen 1 Thess, Phil und Phm einerseits, Röm, 1.2 Kor, Gal andererseits in der Häufigkeit der Zitate ein beachtlicher Gegensatz besteht. Nach K. hängt dies ebenso mit der Abfassungssituation der Briefe wie mit intensivem Schriftstudium vor der Behandlung bestimmter theologischer Themen zusammen. Der nächste Abschnitt bringt als Ergebnis, daß Paulus die LXX und nicht den hebräischen Text der Bibel benützt, und prüft, wieweit die Rezensionen des Aquila, Symmachus und Theodotion auf die Zitate von Einfluß waren. Exegetisch von Bedeutung ist selbstverständlich, in welchem

Maß Paulus den genauen Schrifttext anführt bzw. ob und aus welchen Gründen er sich davon entfernt. Als Möglichkeit kommen sowohl mündliche Zitate in Betracht wie ausdrückliche Änderungen, die durch das eigenständige theologische Konzept des Apostels verursacht sind. In Verbindung damit untersucht K. die zeitgenössischen jüdischen Auslegungsmethoden (Allegorese, Typologie, Homilie, Midrasch, Pescher-Kommentar) wie auch das Problem einer eventuellen vorpaulinischen Schriftbenützung (Testimoniensammlungen bzw. Florilegien u. ä.). Breiten Raum nimmt auch die Frage nach der literarischen Funktion und der thematischen Verwendung der Zitate ein. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß der sehr vielfältige Gebrauch des AT durch Paulus aktualisierend und interpretierend auf ein besseres Verständnis der Christusoffenbarung ausgerichtet ist, wie auch umgekehrt gilt, daß erst das Evangelium den vollen Sinn der Schrift verstehen läßt. Die Häufung der Zitate bei der Behandlung der Themen Gerechtigkeit Gottes und Gesetz, gemeinsame Berufung von Juden und Heiden und bleibende Erwählung Israels macht evident, daß das AT dem Apostel als Zeuge für sein Evangelium (Untertitel) dient, das letzte Norm aller Schriftbenützung darstellt. Es ist von daher auch klar, daß Paulus oft in Widerspruch zur synagogalen Schrifterklärung gerät und geraten muß, die weder solche Interpretation noch solche Methoden ertrug.

Vom Verlag wurde der äußerst schwierige Satz fast fehlerfrei bewältigt (149: παίδισκη), sodaß das Buch auch technisch dem Inhalt bestens entspricht; ausführliche Bibliographie und Register sind vorhanden.

Linz

A. Fuchs

H. Hübner, Gottes Ich und Israel. Zum Schriftgebrauch des Paulus in Römer 9–11 (FRLANT, 136), Göttingen 1984 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 171 Seiten, kart. DM 38,—

„Israel ist in den letzten Jahren zu einem brisanten theologischen Thema geworden“ (9). Nicht immer hat die Brisanz der Sachlichkeit und theologischen Reflektiertheit gedient, welche bei der Behandlung dieses Themas vonnöten wären. Umso mehr begrüßt man diese in theologischer Hinsicht besonnene Arbeit des Göttinger Neutestamentlers. Wohltuend ist die durchwegs herausgearbeitete Einsicht, „daß es bei Paulus eine Konstante gibt, nämlich die Rechtfertigung sola gratia et sola fide, also das solus Christus, und daß es bei ihm eine Reihe von Variablen gibt, wozu Gesetz und Israel zu zählen sind“ (10). Es ist genau diese Einsicht, die kraft der Brisanz von Themen wie Israel und Gesetz in manchen neueren Arbeiten beinahe verloren zu gehen scheint. Die hier zu besprechende Arbeit verfolgt zwei Ziele: Erstens geht es dem Verfasser darum, seine frü-

here These von einer „Entwicklung“ im Gesetzesverständnis des Paulus zu präzisieren („Am Eigentlichen der Rechtfertigungsverkündigung des Paulus hat sich vom Gal bis zum Röm nichts geändert“ [ebd]). Zweitens versteht sie sich als Baustein zu einer (in Arbeit befindlichen) Biblischen Theologie (wobei Hübner Wert darauf legt, daß es sich um eine „gesamtbiblische Theologie des Neuen Testaments handeln soll“ [ebd]).

Ausgangspunkt ist die (äußerliche) Beobachtung, daß in keinem Paulusbrief die atl. Zitate in so dichter Folge vorliegen wie in Röm 9–11 (S. 13). In der *Einleitung* (Röm 9,1–5; S. 14f) umreißt Paulus das Problem: Wenn doch Israel mehr ist als eines der übrigen Völker, wieso ergreift nur „eine winzige, quantitativ kaum ins Gewicht fallende Minderheit unter den Juden“ (15) das in Christus angebotene Heil? Ein *erster Gedankengang* (Röm 9,6–26; S. 15–59) macht klar, daß es Paulus keineswegs bloß um das Schicksal Israels oder gar um das Verhältnis von Israel und Kirche geht, sondern viel elementarer um das Gottsein Gottes. Dies scheint dem Rezensenten die Hauptendeckung dieses Buches zu sein: Paulus geht es weder um Religionspolitik noch um Ethnologie, vielmehr geht es ihm ganz um Theologie, um die Frage, wer Gott ist, auch angesichts der Tatsache, daß die Mehrheit Israels den heilsamen Schritt zu Christus nicht getan hatte. Die durch diesen Problemhorizont erzwungene Unterscheidung von Israel und Israel wird bei Paulus mittels der Unterscheidung von Berufenen und Nicht-Berufenen gelöst (wobei Paulus nicht explizit sagt, das jetzige „empirische“ Israel sei nicht berufen; vgl. dazu auch den Exkurs von 31–35). In verschiedenen Überlegungsgängen kommt H. zum Schluß, Paulus habe keine *praedestinatio gemina* gelehrt, sondern lege das Gewicht auf das Erbarmen Gottes, das die Konkretion seines Rufes ist (z. B. 52f). In diesem Abschnitt kommt ein Mangel, der das ganze Buch durchzieht, besonders klar zum Vorschein: Der Autor unterläßt es, nach der (begrüßenswerten) detaillierten Exegese und Auseinandersetzung mit der Literatur jeweils klar und deutlich seine eigene exegetische und theologische Sicht darzulegen. Gerade auch dort, wo es darum ginge, Konsequenzen für die angekündigte biblische Theologie des Neuen Testaments zu ziehen, läßt der Verfasser den Leser weitgehend im Unklaren. Man ahnt, hier werde Wesentliches entdeckt, ohne daß man die Möglichkeit erhielte, die Ahnung durch ein summierendes Wort Hübners in klare Erkenntnis verwandeln zu lassen.

Während der erste Abschnitt durch das Stichwort „Berufung“ charakterisiert ist, wird der *zweite Überlegungsgang* (Röm 9,30–10,21; S. 60–99) durch das Stichwort „Glaube“ regiert. Er stellt Israels Schuld angesichts der Glaubensgerechtigkeit ins Zentrum und ist insofern der Kritik am Verhalten Israels gewidmet. In dieser Hinsicht ist der Wortlaut des Textes ganz eindeutig, und nur eine (durch die vermeintliche Brisanz) blind gewordene Exegese verschleiert ihrerseits die Klarheit des Gesagten (durchgehend setzt sich H. sehr kritisch mit den extravaganten Thesen B. Klapperts auseinander, was sehr zu begrüßen ist). Die schwierige Stelle Röm 9,30–33 legt der Autor (nach notwendigen und richtigen Abweisungen, z. B. der Position von U. Wilckens) im Sinne E. Käsemanns aus: Dem „Gesetz der Gerechtigkeit“ (positiv zu interpretieren) jagte Israel zwar nach, es kam jedoch nicht zur Gerechtigkeit, weil das Gesetz in einen Leistungsruf verkehrt wurde (65). Hier wäre freilich noch eindringlicher nachzudenken. Immerhin heißt es ja im Text, Israel sei nicht zur Qualität Gesetz (artikelloser Gebrauch von „Gesetz“ liegt vor, was nicht dasselbe wie Gerechtigkeit ist) hingelangt (V. 31). Das würde dann jedoch bedeuten, Israel sei – weil es seine *Gerechtigkeit* nicht im Glauben, sondern in den Werken sah – gar nicht vorgestoßen zu dem, was *Gesetz* in Wahrheit ist: eine Einweisung in das Tun des Guten (im Sinne der Liebe, statt im Sinne der Bearbeitung des Gottesverhältnisses). Immerhin werden in diesem Abschnitt wichtige Auseinandersetzungen mit dem (auch nach Meinung des Autors am Text scheiternden)

Konzept von H. Räisänen geboten. Hinsichtlich der umstrittenen Stelle Röm 10,4 weist H. mit wünschenswerter Deutlichkeit den Einschüchterungsversuch M. Barths zurück, der jeden Ausleger, der hier mit „Ende des Gesetzes“ übersetzt, des Antijudaismus' bezichtigte. Auch hier führt die unkonzentrierte Argumentationsweise Hübners dazu, daß es dem Leser nicht gelingt, des Verfassers Entscheidung eindeutig zu erkennen. Soll es etwa bloß darum gehen, dem Tun des Gesetzes, das eine Rekonstruktion des Lebens ist (finales Verständnis von Lev 18,5), ein Tun des Gesetzes entgegenzustellen, das konsekutiv auf den Erwerb des Lebens bezogen ist (93)? Wird nicht in den VV. 5–9 das eigentliche Problem der Gesetzlichkeit dahingehend präzisiert, daß der Mensch es als sein Werk betrachtet, noch einmal zu tun, was schon getan ist: Christus (den Menschgewordenen!) vom Himmel herunterzuholen, und Christus (den Auferweckten!) aus dem Totenreich heraufzuführen? Damit ist das eigentliche Problem der Gesetzlichkeit das, daß im menschlichen Agieren gerade die Nähe oder die Wirklichkeit Gottes verhindert wird, weil diesem Agieren die (unmögliche) Möglichkeit zugeschrieben wird, Gott zu verwirklichen. Gewiß hält auch H. zu Recht am „Ende des Gesetzes“ fest (94), unterläßt es aber, zu einer tieferen Einsicht den Weg zu weisen.

Der *dritte Überlegungsgang* (Röm 11,1–36; S. 99–126) führt noch einmal zu einer (wohl auch schon damalige Leser) überraschenden Wende. Hatte der erste Gedankengang im Blick auf Gott festgestellt, daß er die Berufenen auch tatsächlich zum Heil geführt habe, und hatte der zweite Überlegungsgang im Blick auf die Menschen (d. h. Israel) gezeigt, daß sie aus eigener Schuld nicht zum Heil gelangt sind (vgl. 99), so weist Paulus jetzt auf das Geheimnis hin, daß Israel am Ende gerettet werden wird. Auch hier mußte H. besonders eklatanten Verzeichnungen des paulinischen Textes Einhalt gebieten (wieder ist Klappert an vorderster Front anzutreffen mit der – geradezu absurden – Aussage, Israel komme zwar an der Kirche vorbei, die Kirche jedoch nicht an Israel; vgl. 114). Noch einmal geht es Paulus darum, das Gottsein Gottes hervorzukehren: Auch wenn im „empirischen“ Israel wenig zu sehen ist von einer Zuwendung zu Christus bzw. zum Glauben (um Kirche geht es hier überhaupt nicht!), so ist doch die Verlässlichkeit Gottes, der ja gerade gegenüber den Heiden sein Erbarmen zeigte, Grund genug für das Geheimnis, daß dieses Erbarmen auch Israel „am Ende“ retten wird (vgl. 124). Es folgt ein *Epilog* zum Problem der Entwicklung im Denken des Paulus (127–135). Der Verfasser kommt (mit Wilckens) zum Urteil, Paulus mache im Röm eine heilsgeschichtliche Wende durch (134f). Hier wären freilich noch einmal schwerwiegende Bedenken anzubringen, gewiß nicht gegen die immer noch umstrittene Annahme einer „Entwicklung“ im Denken des Paulus, wohl aber gegen den Versuch, sein absolut auf der Christologie ruhendes Denken in ein heilsgeschichtliches Spekulieren zu verwandeln, in welchem dann die Selbigkeit Gottes zum zentralen Problem wird, ein Problem, das für Paulus gerade *um des Glaubens willen* gar nicht existierte.

Ein Literaturverzeichnis und eine hilfreiche Übersicht über die atl. Zitate und Anspielungen in Röm 9–11 sowie ein Autoren- und Stellenregister beschließen das Buch.

Männedorf

H. Weder

S. J. Hafemann, *Suffering and the Spirit. An Exegetical Study of 2 Cor 2,14–3,3 within the Context of the Corinthian Correspondence* (WUNT, 2/19), Tübingen 1986 (Verlag J. C. B. Mohr), VIII+258 Seiten, kart. DM 79,—

Hafemann is an American scholar, the fruits of whose doctoral research with Professor P. Stuhlmacher at Tübingen are presented in this monograph. He tells us that his initial aim was to focus on the letter/Spirit contrast in 2 Cor 3,6ff but found that the preceding verses constituted a problem in their own right. They lead into a consideration of Paul's self-consciousness as an apostle and missionary. The thesis is devoted to a minute examination of this brief pericope in order to clarify the line of argument which is being followed. Several important points emerge. First, the author carries out a fresh investigation of the term *θριαμβεύω* and shows that the ancient sources stress the fact that those who were led captive in a victorious general's triumphal procession were destined for execution, and that the whole event was of religious significance. Paul, therefore, is being led to death, and it is through this means that the Spirit makes known the significance of the death of Christ. In his own suffering God's power and glory are manifested to the world. Hafemann draws interesting parallels with other passages where similar thinking emerges, especially 1 Cor 4,8–13.

Second, Hafemann argues that the implicit answer to the question 'Who is sufficient for these things?' is 'We are', and that the background of thought lies in a contrast with Moses (Ex 4,10). Here Hafemann interacts briefly with the significant, unpublished theses by P. R. Jones on the Apostle Paul: A Second Moses according to 2 Corinthians 2,14–4,7 (Princeton, 1973).

Third, he argues that the sense of *καπηλεύω* is not "to adulterate" or "to falsify" but simply "to retail" with the implication that retailers are open to criticism of various kinds dependent on the context. Paul uses this verb to call into question the practice of other missionaries without denying his own (unused) right to be supported by the churches. This leads to an interesting discussion of the links between this part of the letter and chs. 10–13.

Fourth, he argues that the Corinthian church is Paul's own 'recommendatory letter' written on his own heart, and this is due to the work of the Spirit in them without the aid of the Law. Thus Paul's suffering cannot be pitted against his possession of the Spirit in an attempt to discredit his ministry. It is through suffering and the Spirit that he acts as the mediator of the gospel to the Corinthians.

Fifth, the analysis offered implies that there is no need to postulate a break in the letter at 2,14. In view of the mention of his suffering in 2,12f (and, we may add, the

preceding verses), Paul's outburst of thanksgiving in 2,14ff is "the necessary and logical response" to his comments on his suffering.

This brief summary cannot do justice to the detailed arguments of what is a generally convincing and original thesis. It brings new evidence to bear on the discussion of a difficult passage, and it offers hints as to how the author will go on to discuss the rest of 2 Cor 3. This is an important work for all students of 2 Corinthians and of Paul's understanding of his apostolate.

Aberdeen

I. H. Marshall

A. Lindemann, *Der Kolosserbrief* (ZBK NT, 10), Zürich 1983 (Theologischer Verlag), 95 Seiten, kart. DM 20,—

Die einzelnen Hefte des Zürcher Bibelkommentars sind darauf angelegt, einem größeren Publikum exegetische Hilfsdienste zu leisten. Trotzdem sind sie aber nicht von Praktikern, sondern von biblischen Fachleuten verfaßt. Lindemann vertritt für den Kol eine deuteropaulinische Herkunft und läßt den Brief auch nicht nach Kolossä, sondern nach Laodicea gerichtet sein (vgl. Kol 2,1; 4,15f), weil die erstgenannte Stadt zur Zeit der Abfassung des Briefes (65–80 n. Chr.) durch ein Erdbeben im Jahr 61 n. Chr. zerstört und noch nicht wieder aufgebaut gewesen sei. Dementsprechend soll die Gemeinde von Laodicea in dem Brief des „Paulus“ nach „Kolossä“ ihre eigene Situation widergespiegelt finden und gegenüber der synkretistischen, aus ihr selbst kommenden Irrlehre auf das Wort des Apostels hören. Nach L. handelt es sich bei der kolossischen „Philosophie“ um ein Gemenge aus christlichem Glauben und rigoristischem Betonen jüdischer Bräuche (Beschneidung, Speisevorschriften, Festzeiten) und möglichem Einfluß von gnostischen Ideen und Mysterienreligionen. Der Verfasser stammt aus dem Gebiet der Adressaten selbst und ist bemüht, den Schwierigkeiten seiner Gemeinde mit paulinischer Autorität zu begegnen.

Selbst wer die Adressatenthese des Verfassers nicht teilen sollte, besitzt in dem Kommentar eine anregende Einführung in die theologischen und praktischen Probleme einer nachpaulinischen Gemeinde, die geeignet ist, auch für Situation und Anliegen anderer spätneutestamentlicher Briefe und Bücher Verständnis zu erwecken. Auch als Grundwissen für Theologiestudenten kann man das Buch für geeignet halten.

Linz

A. Fuchs

H. E. Lona, Die Eschatologie im Kolosser- und Epheserbrief (FzB, 48), Würzburg 1984 (Echter Verlag), 474 Seiten, kart. DM 56,—

Es gehört zu den bekannten Tatsachen der ntl. Wissenschaft, daß sowohl der Kol wie der Eph keine explizite, thematische Eschatologie besitzen in dem Sinn, wie Paulus in seinen echten Briefen davon redet: konkrete Naherwartung, Tag des Gerichts, Auferstehung, Parusie etc. Statt dessen ist vom bereits jetzt gegenwärtigen Heil die Rede, von schon erfolgter Auferstehung, und die zeitliche Dimension ist zugunsten räumlicher Aussagen zurückgedrängt. Auch Lona kommt in seiner eingehenden Untersuchung zu dem Ergebnis, daß „von Gegenwart und Zukunft des Heils ... nur im Zusammenhang mit der Wirklichkeit der Kirche gesprochen (wird)“, das Thema Eschatologie somit nur indirekt zur Sprache kommt (442). Es ist nach L. jedoch unrichtig, zur Erklärung der Betonung der Gegenwärtigkeit des Heils auf die Gnosis zu verweisen, da vielleicht eher der Kontrast zur Lebensweise der heidnischen Umwelt als Ursache in Frage kommt. Gegenüber der geistigen und religiösen Krise der hellenistischen Lebens- und Welterfahrung, der weit verbreiteten Daseinsangst und der damit verbundenen Absicherung durch Askese, Riten und Kulte verweist der Autor auf die alleinige Gewährung des Heils durch Christus, der der Garant der Fülle des Heils für jeden ist. Anders als in bezug auf den Eph meist behauptet wird, sieht L. dieses Schreiben auf eine konkrete Situation der Leser bezogen, auf die der Eph-Autor eingeht und die er durch seine ekklesiologischen und christologischen Erläuterungen bewältigen will. Nicht darum geht es also, daß der Verfasser etwa die paulinische Eschatologie bestreitet und vermeidet, sondern um die Befähigung seiner Adressaten, die Bedrohungen und Verunsicherung ihres Lebens durch heidnische Weltanschauung aus ihrem Glauben heraus zu bestehen. Im übrigen kommt in der Auffassung der Geistesgabe als Angeld der kommenden Vollendung ein Teil der paulinischen Eschatologie zum Vorschein. Es hat den Anschein, daß die große Bedeutung dieser sehr gründlichen Arbeit zum Kol und Eph darin liegt, daß sie den konkreten Abfassungsgrund vor allem des Eph herausstellt und zum Tragen bringt und so auch den Schlüssel zum Verständnis der eschatologischen Auffassung des Autors bietet. Daß darüber hinaus auch viele Einzelerträge von Interessen sind, braucht nicht erwähnt zu werden.

Trotz stilistischer Überarbeitung des Textes durch einen deutschsprachigen Mitarbeiter sind verschiedentlich sprachliche Fehler oder Mängel übersehen worden.

T. V. Smith, *Petrine Controversies in Early Christianity. Attitudes towards Peter in Christian Writings of the First Two Centuries* (WUNT, 2/15), Tübingen 1985 (Verlag J. C. B. Mohr), X+249 Seiten, kart. DM 79,—

Untersuchungen zur Petrusgestalt des NT gibt es schon seit längerem; in jüngster Zeit haben aber solche Studien erneut und in großem Ausmaß an Interesse gewonnen. Der ökumenische Aspekt des Themas, die Entdeckung des Hauses des Petrus in Kafarnaum, Grabungen unter dem Petersdom in Rom nach dem Petrusgrab und die Exegese „petrinischer“ Stellen von neuen Fragestellungen aus haben u. a. dazu beigetragen. Auch Smith greift in seiner für den Druck nur unwesentlich veränderten Dissertation (King's College, London University 1981, Prof. G. Stanton) diesen Stoff auf, doch reicht seine Fragestellung bis weit in das 2. und 3. Jh. Angeregt von der Tatsache, daß sowohl Paulus wie Johannes schon nach dem NT von Freunden und Gegnern in Anspruch genommen werden, was sich in der neutestamentlichen Zeit teilweise sogar verstärkt fortsetzt, liegt dem Autor daran zu ermitteln, ob auch für Petrus ein ähnlicher Prozeß nachweisbar ist. So untersucht er der Reihe nach die Petrusgestalt in den petrinischen Apokryphen des 2. Jh., im 2. Petr., in gnostischen Quellen und schließlich in den christlichen Schriften des 1. Jh. Das Ergebnis ist dabei sehr abwechslungsreich. In den Apokryphen wird Petrus sehr positiv dargestellt, seine Rolle als Offenbarungsträger (Verklärung) und Märtyrer betont, eine Beziehung zum MkEv hergestellt und Sprache und Bilder älterer Petrus-Schriften verwendet, ohne daß jedoch die sehr verschiedene Herkunft der einzelnen Schriften auf eine Petrus-Schule in Analogie zu einer solchen des Paulus schließen ließe. Erstaunlicherweise greift auch die Gnosis auf Petrus zurück, und nicht nur polemisch-ablehnend, sondern auch positiv, wie die drei in Nag Hammadi gefundenen Petruschriften (Die Taten des Petrus und der Zwölf Apostel, Brief des Petrus an Philippus, Petrus-Apokalypse) zeigen. Im 4. Kapitel werden das JohEv (und davon unterschieden Joh 21), 1 Petr., Mt, Lk und Apg, Mk und die paulinischen Briefe auf ihre Beschreibung und Wertung des Erstapostels überprüft. Seine Konturen im MkEv zeichnet S. sehr negativ und verzerrt. Die ausdrückliche Anti-Petrus-Tendenz des Mk rühre u. U. daher, daß bestimmte Kreise die Autorität des Apostels sehr hervorhoben, was ihn dazu „zwang“, ihn herabzusetzen („the author had of necessity to denigrate the claims of their [= der Gegner] apostolic authority“, 189). Hier scheint der Verfasser zu stark in die Gesellschaft von J. D. Crossan, W. H. Kelber und T. J. Weeden geraten zu sein, während der weitaus ausgeglichene Standpunkt etwa von P. Dschulnigg (Sprache, Redaktion und Intention des Markusevangeliums, Stuttgart 1984) keinerlei Beachtung fand (für den Druck erreichbar).

Von Interesse ist für den Leser sicherlich, wie Smith 2 Petr interpretiert. Die heftige Polemik des Briefes lasse auf eine scharfe Auseinandersetzung mit Gegnern schließen, und sowohl der testamentarische Charakter des Briefes wie die Inanspruchnahme des Petrus als Pseudonym stünden damit in Zusammenhang. Daß 2 Petr den ebenfalls unechten 1 Petr verwendet, ist bekannt; daß jedoch der Autor von 2 Petr den Judasbrief nicht nur benützt, sondern auch selbst geschrieben hat, ist außer bei J. A. T. Robinson und hier kaum wo zu lesen. Beide Briefe stammen nach S. aus verschiedenen Situationen und richten sich an verschiedene Opponenten; das Ansehen des Petrus wird benützt und ein zweiter Brief geschrieben, weil der erste (Jud) sein Ziel nicht oder nur unvollkommen erreichte. Das Thema einer Teilnahme an der göttlichen Natur, die apokalyptische Schematisierung der Weltgeschichte in drei Abschnitte (von der Schöpfung bis zur Flut; von der Flut bis zur Zerstörung von Sodom und Gomorra; von Sodom bis zum Ende der Welt) und die Betonung der Zerstörung des Kosmos, die zu den typischen Vorstellungen gnostischer Irrlehrer gehören, lassen den Schluß zu, daß auch 2 Petr aus einer Kontroverse mit Gnostikern stammt und deren Sprache positiv aufgreift. Das Pseudonym „Petrus“ gibt dabei nicht zu erkennen, ob dieser von den Gnostikern angegriffen oder für ihre Interessen eingemeldet wurde, doch steht der „Apostel“ so oder anders im Dienst der rechten Lehre.

Man kann dem Verfasser nicht bestreiten, daß er die aufgeworfenen Fragen im allgemeinen mit viel Sachkenntnis und ausgiebiger Heranziehung der Literatur behandelt hat, sodaß insgesamt ein Werk zur Petrus-Diskussion entstanden ist, an dem man nur zu seinem eigenen Schaden vorübergehen kann.

Linz

A. Fuchs

F. Schmidt, *Le Testament grec d'Abraham. Introduction, édition critique des deux recensions grecques, traduction (TSAJ, 11)*, Tübingen 1986 (Verlag J. C. B. Mohr), VII+199 Seiten, geb. DM 98,—

Die editio princeps des griechischen „Testaments des Abraham“ liegt über 80 Jahre zurück: M. R. James, *The Testament of Abraham. The Greek Text now first edited with an Introduction and Notes. With an Appendix containing Extracts from the Arabic Version of the Testament of Abraham, Isaac and Jacob* by W. E. Barnes (Texts and Studies, 2/2), Cambridge 1892 (Neudruck 1967). Kurz darauf

veröffentlichte A. Vassiliev in den *Anecdota graeco-byzantina*, pars prior, Moskau 1893 dazu Ergänzungen. Seither hat sich die Zahl der Handschriften zur Textkonstituierung für die kurze Rezension von drei auf neun und von sechs auf dreiundzwanzig für die lange erhöht. Da es James noch nicht möglich war, innerhalb der beiden klar unterscheidbaren Rezensionen die Textzeugen zu gruppieren, sah er sich veranlaßt, einen kombinierten Text zu erstellen, und bot überdies einen sehr unvollständigen textkritischen Apparat, der infolge der zu seiner Zeit fehlenden Mittel (Mikrofilm und Photokopie) zahlreiche Fehler enthielt.

Nachdem Schmidt bereits 1971 in einer ungedruckten Straßburger Dissertation die kurze Rezension (mit Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen) bearbeitet hatte, nahm er nun aufgrund der breiteren Handschriftenkenntnis für beide Rezensionen den je als besten erkannten Textzeugen konsequent zur Grundlage, statt ein hypothetisches Original erstellen zu wollen, führte aber alle Varianten in einem lückenlosen Apparat an. In der nun vorliegenden Ausgabe, der eine Übersetzung beigegeben ist, wurde der kurzen Rezension der Ambrosianus E (entgegen A bei James) zugrunde gelegt, die Lesarten von A C D H I sind im Apparat vollständig angegeben; die späte, christianisierte Gruppe B (als Basis) F und G ist gesondert gedruckt (83–95). Der langen Rezension ist der Parisinus A zugrunde gelegt. Die Handschriften lassen sich je nach ihrer Länge in drei Gruppen gliedern (26–29); der Unterschied entstand offenbar jeweils durch Kürzung der Langform. In die stark gekürzte Handschrift R aus dem Johannes-Kloster auf Patmos ist eine Stelle aus der Homilie *De exitu animi* des Ps.-Cyrill von Alexandria eingefügt, die als Anhang (170–173) nach der langen Rezension angeführt wird. Zu beachten ist, daß es neben der griechischen Überlieferung auch solche in slawischer, rumänischer, koptischer, arabischer und äthiopischer Sprache gibt, die zur Beurteilung der griechischen Textzeugen als willkommene Vergleichsmöglichkeiten herangezogen werden müssen (33–44).

Zur Gewinnung einer Vorstellung von Kategorie und Umfeld der Schrift ist auch die Angabe der Sammlungen von Homilien (darunter solchen, die Johannes Chrysostomus zugeschrieben werden), hagiographischen Texten und anderen Apokryphen, mit denen das Testament des Abraham gemeinsam veröffentlicht wurde, nützlich (6–10.17–26.30–32). Es diene zur Grundlage für Homilien in der Fastenzeit oder der letzten Adventwoche (31). Natürlich hat es aus inhaltlichen Gründen auch an Verurteilungen der Schrift in späterer Zeit nicht gefehlt (32). Die Ausgabe wird vervollständigt durch Angaben über die bisher vorliegenden neueren Übersetzungen (45), eine Bibliographie (174–176), einen griechischen Wortindex (177–198) und ein Verzeichnis der griechischen Manuskripte (199).

Mit der Konstituierung des Textes aufgrund der Klassifikation der Handschriftenvarianten wollte Sch. Voraussetzungen schaffen, den diffizilen Problemen von Komposition und literarischer Einordnung nachzugehen, auf die auszugreifen er sich versagt. Über die Fragen nach der eigentlichen Bedeutung des Titels „Testament“, nach der Sprache des Urtextes, der Entstehungszeit und Herkunft, den Beziehungen zu Septuaginta und Neuem Testament usw. bleibt man vorderhand auf die Angaben etwa in A.-M. Denis, *Introduction aux Pseudépigraphes grecs d'Ancien Testament*, Leiden 1970 und (ausführlicher) von E. P. Sanders in: J. H. Charlesworth, *The Old Testament Pseudepigrapha*, I, London 1983 verwiesen, wo die verschiedenen Standpunkte der Beurteiler zusammengefaßt und gegeneinander abgewogen werden.

Linz

F. Weißengruber

J. Dupont, *Etudes sur les évangiles synoptiques*, I–II, hg. von F. Neirynck (BETL, 70), Löwen 1985 (Verlag Peeters), XXI+IX+1210 Seiten, kart. bfr 2800,—

Nicht lange nach dem 75. Geburtstag des Verfassers und dem Erscheinen einer umfangreichen Festschrift zu seinen Ehren „A cause de l'évangile“ (LD, 123; Paris 1985) hat nun F. Neirynck zwei noch weit stattlichere Bände mit den gesammelten Aufsätzen des belgischen Benediktiners herausgegeben, deren Auswahl der Verfasser selbst getroffen hat. Es handelt sich um 53 Arbeiten, alle französisch, die in die Untergruppen „Verkündigung des historischen Jesus, Mk-Tradition, Q-Überlieferung, Mt, Lk“ gegliedert sind und durch Literaturnachträge geringfügig ergänzt wurden. Ein einziger Aufsatz zur lukanischen Eschatologie ist ursprünglich auf deutsch in der Fs. J. Schmid erschienen, zwei sind aus dem Italienischen und einer aus dem Niederländischen übersetzt. Für den Leser bringt der Neudruck den Vorteil, daß nun auch die synoptischen Untersuchungen des Verfassers erstmalig relativ geschlossen vorliegen, nachdem seine Studien zur Apg in zwei Bänden bereits früher erschienen sind (*Etudes sur les Actes des apôtres* [LD, 45], Paris 1967 bzw. *Nouvelles études sur les Actes des apôtres* [LD, 118], Paris 1984). Dazu kommt, daß einzelnes beim ersten Erscheinen sehr entlegen publiziert war und die französischsprachige Exegese ohnehin für deutsch- und englischsprachige Bibliker etwas abseits liegt. Wie immer sind die Bände der BETL mit ausgezeichneten Registern (Autoren und Schriftstellen) versehen, sodaß das Material auch für rasche Benützung zur Verfügung steht. Inhaltlich wird freilich mancher anders denken als Dupont, und dies

nicht nur dort, wo die Entstehung weit zurückliegt oder Form und Inhalt sehr praxisbezogen sind. Nichtsdestoweniger bieten die beiden Bände in Zustimmung oder Kritik einen intensiven Anreiz zur weiteren Arbeit an den vom Verfasser bevorzugten Themen und sind sie ein Zeugnis des Fleißes und Einsatzes ihres Urhebers.

Linz

A. Fuchs

A. Vögtle, Offenbarungsgeschehen und Wirkungsgeschichte. Neutestamentliche Beiträge, Freiburg-Basel-Wien 1985 (Verlag Herder), 328 Seiten, geb. DM 76,—

Dieser neue Sammelband, in gewissem Sinn die Fortsetzung des früheren „Das Evangelium und die Evangelien“ (Düsseldorf 1971), bringt 13 der wesentlichsten seither erschienenen exegetischen Beiträge des Verfassers, zum Teil mit umfangreichen Ergänzungen. Dem Titel entsprechend geht es um die Wirkungsgeschichte der an Jesus gebundenen Offenbarung, doch geht V. mit keinem Aufsatz über die Grenzen des NT hinaus. Das Schwergewicht kommt dem ersten Teil zu, der die Verkündigung Jesu und die Jesusüberlieferung betrifft. Hier findet man die Auseinandersetzung mit H. Schürmann über Theologie und Eschatologie und bezüglich des Todesverständnisses Jesu, die Diskussion über verschiedene Menschensohnthesen — der Autor vertritt ein nachösterliches Aufkommen dieses Titels —, über das von Mt ausgestaltete Petruswort Mt 16,17–19, über die mk Taufperikope und den Sinn der Tempelworte bei Mk. Entgegen anderslautenden Stimmen hält der Verfasser an seiner Meinung fest, daß es sich bei Mk 1,9–11 nicht um eine Einsetzung oder Beauftragung Jesu handelt, sondern um eine Beschreibung seines Wesens in Absetzung von Johannes dem Täufer (98). Mit dem Zerreißen des Vorhangs bringt Mk nach V. die Aufhebung der atl. Kultgemeinde und die Gründung des neuen Bundesvolkes zum Ausdruck (182). Für Paulus hält der Autor an einer unabgeschwächten Naherwartung fest (203), um sich dann zwei deuteropaulinischen Fragen zuzuwenden. V. steht der apostolischen Sukzession und der Apostolizität des Amtes zurückhaltend gegenüber und betont die Charismatheologie als Ausdruck des paulinischen Gemeindekonzepts (231). Petrus ist in 2 Petr Wächter des überlieferten orthodoxen Glaubens (280), aber nicht in Überordnung über andere (294). Den Abschluß bilden zwei Beiträge, die der Bedeutung schriftlicher Tradition für die nachapostolische Zeit nachgehen.

Wie immer ist die Argumentation Vögtles sehr gründlich und bleiben demgegenüber zahlreiche Meinungen und Hypothesen auf der Strecke. Umso bedauerlicher ist es, daß dem Band keine Register beigegeben wurden (Schriftstellen, Autoren) und die Zitierweise manchmal unausgewogen und zu knapp geraten ist. Unabhängig davon wird niemand an dieser Auseinandersetzung mit neuralgischen Punkten der heutigen ntl. Forschung (6) vorbeigehen können.

Linz

A. Fuchs

E. Haag - F.-L. Hossfeld (Hgg), Freude an der Weisung des Herrn. Beiträge zur Theologie der Psalmen (= Fs. H. Groß) (SBB, 13), Stuttgart 1986 (Verlag Katholisches Bibelwerk), XII+533 Seiten, kart. DM 39,—

Zum 70. Geburtstag von H. Groß haben Freunde und Schüler aus dem deutschen Sprachraum eine Festschrift gestaltet, die einem bevorzugten Thema des Jubilars, den Psalmen, gewidmet ist. Die 24 atl. Untersuchungen umfassen dabei alle Fragestellungen, die in der heutigen Exegese anzutreffen sind, inklusive der Wirkungsgeschichte. Daß die letztgenannte Thematik — inneralttestamentlich angewandt — von großer Bedeutung und Wichtigkeit ist, ist beim hohen Alter vieler Psalmen, der weit verbreiteten Benützung dieser Texte und der langen Entstehungsgeschichte des atl. Kanons evident. Mehr als viele andere atl. Schriften haben die Psalmen aber auch auf die urkirchlichen Gemeinden und die Entstehung des NT ihren Einfluß ausgeübt. Diesem Zusammenhang gehen drei ntl. Untersuchungen nach, P. G. Müller mit einem Aufsatz zur Funktion der Psalmzitate im Hebr (223—242), F. Mußner mit einer Untersuchung über die Psalmen im Gedankengang des Paulus in Röm 9—11 (243—263) und F. Schnider, der Ps 107,23—32 zum Verständnis von Mk 4,35—41 heranzieht (375—393). P. G. Müller findet im Hebr einen christologischen Gebrauch der Psalmen; von Paulus werden die Psalmen in Röm 9—11 im Dienst seiner Verstockungstheorie benützt, was Mußner Gelegenheit gibt, das Konzept der Rettung Israels in diesen Kapiteln herauszustellen. Schnider möchte mit Hilfe der weisheitlichen Züge in Ps 107 zeigen, daß es bei Mk nicht um den Glauben an den „rettenden Passagier“ Jesus geht, sondern um unbegrenzten Glauben an Gott (390). Die Argumentation hiezu überzeugt jedoch nicht, besonders da der Autor selber feststellen muß: „Jesus handelt in der Macht Gottes“ (393). Davon abgesehen liegt aber ein theologisch sehr ertragreicher Band vor, von dem man nur

bedauert, daß er durch zahlreiche Schreibfehler im griechischen und deutschen Text, zum Teil irreführender Art, entstellt ist.

Linz

A. Fuchs

W. C. Weinrich (Hg), *The New Testament Age* (= Fs. Bo Reicke), I–II, Macon 1984 (Mercer University Press), XXVI+579 Seiten, geb. \$ 44,95

Zum 70. Geburtstag haben Kollegen, Schüler und Freunde dem langjährigen Ordinarius für NT an der Theologischen Fakultät Basel eine Festschrift gewidmet, die das breite Interessengebiet des Geehrten widerspiegelt: Studien zum NT, zur zwischentestamentlichen Literatur, zur ntl. Zeitgeschichte und Umwelt, u. ä. Daß es zwei Bände geworden sind, reflektiert in gewissem Ausmaß die Gastfreundschaft, die der Jubilar und seine Fakultät viele Jahre hindurch zahlreichen Doktoranden im biblischen Bereich geboten haben. Wegen der Fülle der Beiträge (42) ist es unmöglich, sie inhaltlich eingehender zu beurteilen, wenn man auch feststellen muß, daß die Ergebnisse in wissenschaftlicher Hinsicht von sehr verschiedenem Niveau sind. So steht der Beitrag von D. Flusser methodisch und sachlich wohl am Rand des Tragbaren, und zeugt ein Satz von W. R. Farmer einerseits von viel Selbstbewußtsein bestimmter Kreise, andererseits auch davon, wie wenig sensibel eben dieselben Kreise sind, um zur Kenntnis zu nehmen, was sich außerhalb ihres Horizontes wissenschaftlich tut oder getan hat: "For let there be no mistake, the international world of New Testament scholarship is dominated by liberal Protestant scholarship . . ." (!) (151). Dankenswerterweise sind beide Bände mit einem Stellenregister versehen, was zahlreiche Detailinformationen leicht auffinden läßt. Daß besonders die deutschsprachigen Beiträge viele Druckfehler aufweisen, hätte sich vom Lektorat vermeiden lassen. Im übrigen ist dem Verlag aber für die ansprechende Gestaltung zu danken.

I:

W. C. Weinrich, Editor's Preface; O. Cullmann, Zum Geleit; S. Aalen, Versuch einer Analyse des Diakonia-Begriffes im Neuen Testament; L. W. Barnard, The "Cross of Herculeum" Reconsidered; C. K. Barrett, Apollos and the Twelve Disciples of Ephesus; P. Benoit, Colossians, 2,2–3; M. Black, Two Unusual Nomina Dei in the Second Vision of Enoch; F. F. Bruce, "Called to Freedom": A Study in Galatians; G. B. Caird, Son by Appointment; J. Carmignac, „Ah! Si tu peux! . . . Tout est possible en faveur de celui qui croit“ (Marc 9,23); B. Corsani, ΕΚ ΠΙΣΤΕΩΣ in the Letters of Paul; W. J. Dalton, 1 Peter 3,19 Reconsidered; W. D. Davies, Reflections on a Pauline Allegory in a French Context; I. de la Potterie, La tunique „non divisée“ de

Jésus, symbole de l'unité messianique; J. Dupont, Le Douzième Apôtre (Actes, 1,15–26): A propos d'une explication récente; W. R. Farmer, Is Streeter's Fundamental Solution to the Synoptic Problem Still Valid?; D. Flusser, Lukas 9,51–56 — ein hebräisches Fragment; G. Friedrich, Die Einheit der Kirche nach dem Neuen Testament; R. H. Fuller, A Note on Luke 1,28 and 38; B. Gerhardsson, The Matthaean Version of the Lord's Prayer, E. Gräßer, Rechtfertigung des Einzelnen — Rechtfertigung der Welt: Neutestamentliche Erwägungen; A. F. J. Klijn, Jude 5 to 7; G. W. H. Lampe, The Testimony of Jesus Is the Spirit of Prophecy (Rev 19,10); R. Leivestad, Hat die Qumranliteratur das Neue Testament beeinflusst?; B. Lindars, Slave and Son in John 8,31–36.

II:

E. Lövestam, Eschatologie und Tradition im 2. Petrusbrief; E. Malatesta, Τὴν ἀγάπην ἣν ἔχει ὁ θεὸς ἐν ἡμῖν: A Note on 1 John 4,16a; I. H. Marshall, How to Solve the Synoptic Problem: Luke 11,43 and Parallels; B. M. Metzger, Bilingualism and Polylingualism in Antiquity; O. Michel, Der aufsteigende und herabsteigende Gesandte; L. Morris, The Relation of the Signs and the Discourses in John; F. Mußner, Die Gemeinde des Lukasprologs; J. B. Orchard, Some Guidelines for the Interpretation of Eusebius' Hist. Eccl. 3.34–39; H. Riesenfeld, The Misinterpreted Mediator in Gal 3,19–20; J. A. T. Robinson, How Small Was the Seed of the Church?; W. Rordorf, Beobachtungen zum Gebrauch des Dekalogs in der vorkonstantinischen Kirche; E. Ruckstuhl, Kritische Arbeit am Johannesprolog; K. H. Schelkle, Im Leib oder Außer des Leibes: Paulus als Mystiker; R. Schnackenburg, Zur Exegese von Eph 2,11–22: Im Hinblick auf das Verhältnis von Kirche und Israel; C. Spicq, 'ΑΠΑΡΧΗ. Note de lexicographie néo-testamentaire; E. Stauffer, Realistische Jesusworte; Th. F. Torrance, "The Historical Jesus": From the Perspective of a Theologian; A. Vanhoye, Hébr 6,7–8 et le mashal rabbinique; W. C. Van Unnik, "With All Those Who Call on the Name of the Lord"; Reicke Bibliography; Index of Passages.

Linz

A. Fuchs

E. Gräßer - O. Merk (Hgg), Glaube und Eschatologie (= Fs. W. G. Kümmel), Tübingen 1985 (Verlag J. C. B. Mohr), VI+356 Seiten, geb. DM 148,—

Publikationen aus Tübingen haben ihr gewohntes exegetisches und theologisches Gewicht. Wenn man dies von den meisten Titeln der WUNT sagen kann, trifft es in besonderem Maß für diese Festschrift zu Ehren W. G. Kümmels 80. Geburtstag zu, die mit ihrem Titel ein bevorzugtes Interessensgebiet des Jubilars aufgreift. Daß die Beiträge in mehreren Sprachen (deutsch, englisch, französisch, italienisch), interkonfessionell und international sind, ist heute so zur Gewohnheit geworden, daß es keiner besonderen Erwähnung mehr bedarf. Wegen der großen Zahl der Aufsätze, können sie nur sehr sporadisch besprochen werden.

C. K. Barrett befaßt sich streng thematisch mit dem Verhältnis von Glaube und Eschatologie in Apg 3. Von J. Dupont wird der Aufbau der verfallenen Hütte Davids (Zitat von Am 9,11 in Apg 15,16) auf die Auferstehung Christi interpretiert, eine Erklärung, die G. Lohfink (Handbuch der Fundamentaltheologie, III, 62) entschieden als unhaltbar ablehnt. E. Gräßer setzt sich mit H. Merklein auseinander und kritisiert, daß dieser das Element des Futurum aus seiner Sicht der Eschatologie Jesu gestrichen habe. Von F. Hahn wird der joh Glaubensbegriff (zum Unterschied von den Synoptikern) untersucht und so definiert, daß er „auf Überzeugtsein, Erkenntnis und lebendiger personaler Beziehung beruht“ (69) und mit Nachfolge identifiziert werden kann. Unter der etwas provokanten Überschrift: Jakobus der Herrenbruder – der erste Papst? behandelt M. Hengel die von der späteren Großkirche teilweise in den Schatten gedrängte Bedeutung des Herrenbruders Jakobus in Jerusalem. Erstaunlicherweise wird er nicht nur als der Gerechte dargestellt, als der er bekannt ist, sondern als „Mann des Ausgleichs und der Einheit“ zwischen jüdenchristlichen und heidenchristlichen Tendenzen (92). Wie bei Hengel immer sind die historischen Einblicke sehr aufschlußreich. T. Holtz widmet sich der „Verhältnisbestimmung von Gott und Christos“ (105) und sieht die Antwort in 1 Kor 8,6. Das Problem des Monotheismus wird durch die Mittlerschaft Christi gelöst; Gott begegnet dem Menschen in Christus, und nur in ihm. Im folgenden Artikel geht H. Hübner auf die neueren protestantischen Paulusinterpretationen ein, in denen die Rechtfertigung als Hauptthema des Paulus bestritten wird (K. Stendahl, E. P. Sanders, H. Räisänen) und kritisiert die neue These von J. D. G. Dunn als ungesichert, weil dieser Gal 3,10 und 5,3f für sein Verständnis von Gal 2,16 nicht heranzieht. Mit großem Interesse von seiten der Historiker und der Religionswissenschaft kann sicherlich H. C. Kee rechnen mit seiner Untersuchung, wie weit die paulinische Eschatologie mit stoischem und apokalyptischem Denken verwandt ist. Aufgrund seiner Herkunft und Bildung (Pharisäer; starker Einfluß der prophetischen Tradition Israels mit ihrem Interesse an der Teilnahme der Heiden am Heil; Einfluß der stoischen Philosophie) hält er Paulus für einzigartig prädestiniert für „seine“ Aufgabe der Heidenmission (157). E. Lohse erweist den Bußruf an die Reichen Mk 10,25 wegen seiner Radikalität als jesuanisch und erklärt seine Schroffheit als Signal, mit dem die Schwierigkeit und Gefährlichkeit der Situation ausgedrückt wird. Von L. de Lorenzi wird Röm 5,2 behandelt und betont, daß nicht eigene Leistung ein Sich-Rühmen gestatte, sondern nur die christliche Heilserwartung dazu berechtigt. O. Merk informiert über die Auslegung von 1 Thess durch R. Bultmann, nachdem er 1984 in der Gedenkschrift für Bultmann (hg. v. B. Jaspert) dessen Apg-Interpretation untersucht hatte. (Daß der Schüler vom Lehrer beeindruckt ist, ist nicht zu übersehen). Kritisch mit der Bultmannschule setzt sich dagegen C. F. D. Moule aus-

einander in seiner Erörterung über die Funktion der synoptischen Evangelien. Diese Evangelisten stellen das historische Leben Jesu dar und nicht das volle nach-österliche Kerygma der Kirche. Anders als oft behauptet, waren die Evangelisten am historischen Jesus interessiert und hielten sich deshalb zurück, in der Beschreibung seines öffentlichen Wirkens den vollen Osterglauben zum Ausdruck zu bringen. Obwohl Moule damit sicher einen schwachen Punkt der Bultmannschule aufs Korn nimmt, ist er aber selber in Gefahr, sich die synoptische Tradition zu stark als rein historisch und unchristologisch vorzustellen. F. Mußner geht dem Begriff „Weltherrschaft“ in der Apk nach und erweist ihn als *das* eschatologische Thema dieser Schrift; politische, irdische Mächte erscheinen als eschatologische Gegenspieler und gottfeindliche Gewalten. Die Kirche in den Pastoralbriefen ist Gegenstand der Abhandlung von J. Roloff, in der diese typisch nachpaulinisch als geordnetes institutionelles Hauswesen Gottes am stärksten hervortritt. R. Schnackenburg untersucht die futurisch-eschatologischen Aussagen der Apg und kommt zu dem Schluß, daß Lk nur eine falsche Naherwartung zurückweist, aber Parusie und Gericht nicht leugnet. Von W. Schrage wird 2 Petr 3,8 behandelt (tausend Jahre – ein Tag) und in dem Sinn interpretiert, daß Gottes Zeit und Zeitrechnung nicht mit menschlichem Maß gemessen werden können. E. Schweizer insistiert in seinem Artikel auf der „Zukunftsbezogenheit des irdischen Jesus“ (283), während P. Stuhlmacher beim Thema „Paulus und Luther“ unterstreicht, daß die „Rechtfertigungslehre“ nicht bloß ein Spezifikum der protestantischen Exegese, sondern ein echtes Thema der Schrift ist, auch wenn „wir heute Paulus in mancher Hinsicht historisch besser als Luther verstehen“ (301). A. Vögtle verteidigt die metaphorische Bedeutung des „neuen Himmels und der neuen Erde“ Offb 21,1, was vor allem durch den Nachweis der Kompositionsstruktur des Kontextes und inhaltliche Folgerungen deutlich wird. Demnach „(will) der Seher mit 21,1 gar nicht auf die real erfolgende Annihilierung des bestehenden und auf die Erschaffung eines neuen physikalischen Universums abheben“ (333), sondern die Aufhebung der „unüberbrückbare(n) Distanz zwischen Oben und Unten“ und das „Wohnen Gottes unter den Menschen“ zum Ausdruck bringen (320). N. Walter stellt die „hellenistische“ der apokalyptischen Eschatologie im NT gegenüber. Während letztere mit der Ablösung des jetzigen bösen Aons durch einen neuen rechnet, ist die hellenistische durch ein oben/unten, unvergänglich/vergänglich, vollkommen/unvollkommen, usw. gekennzeichnet.

Insgesamt bringen die 20 Abhandlungen, zu denen man sich wegen der Bedeutsamkeit des Inhalts dringend ein Personen- und Stellenregister gewünscht hätte, einen reichen Ertrag und klären auf verschiedenen Gebieten bisher anstehende Fra-

gen. Wer sich die Mühe macht, sie gründlich zu lesen, dem bieten sie einen lehrreichen Querschnitt durch die gegenwärtige ntl. Forschung, den man wegen der Qualität der Beiträge sicher wiederholt zur Hand nimmt.

Linz

A. Fuchs

W. Bösen, *Galiläa als Lebensraum und Wirkungsfeld Jesu. Eine zeitgeschichtliche und theologische Untersuchung*, Freiburg-Basel-Wien 1985 (Verlag Herder), 287 Seiten, geb. DM 48,—

Diese theologische Geographie bzw. Archäologie Galiläas geht auf eine vor allem in den Exkursen überarbeitete und für den Druck (?) mit zahlreichen Tafeln und Übersichtskarten ausgestattete Habilitationsschrift zurück, die der Verfasser 1982 an der Univ. Münster vorgelegt hat (angefertigt im Fachbereich 21 der ehemaligen Pädagogischen Hochschule Westfalen-Lippe). Von dorthier wird einigermaßen verständlich, daß sich „die Arbeit neben der Fachwissenschaft im gleichen Maß der Didaktik verpflichtet (sieht)“ (12). Durchgehend macht das Buch den Eindruck einer Realienkunde mit einer parallel verlaufenden theologischen Kommentierung, die stellenweise aber etwas kurzatmig geraten ist. So scheint es dem Verfasser mehr als einmal zu genügen, für eine bestimmte Interpretation einen oder mehrere Autoren anführen zu können, ohne daß man von der Fragwürdigkeit der betreffenden Position oder einer gegenteiligen Auffassung etwas vernimmt (vgl. etwa 93, Anm. 73). D. Flusser wird aufgrund „seine(r) Studien über die rabbinischen und jesuanischen Gleichnisse als in besonderer Weise kompetent“ empfohlen (54), ohne Hinweis darauf, daß sich in dem Gleichnisbuch des Genannten Äußerungen z. B. zur Literarkritik und Redaktionsgeschichte finden, die jede eingehendere Kenntnis des Verfassers auf diesen Gebieten vermissen lassen, was auch für die exegetische Erklärung gravierende Folgen hat. Wenn man S. 92 noch „interessant“ finden kann, Jesus habe den vier ersten Jüngern das Ende der Welt „verheißen“, so ist die Mitteilung theologisch schon weniger günstig formuliert, „daß die frühchristliche Gemeinde in der Diskussion mit den jüdischen Gegnern Bethlehem als Geburtsort Jesu erfindet, um in der Frage des jesuanischen Anspruchs überhaupt eine Chance zu haben“ (121). Hier hätte der christologische Argumentationsgang doch wohl etwas deutlicher dargelegt werden müssen. Auf zu rascher Formulierung beruht es wohl auch, daß B. S. 53 Jesus „eine hedonistische Lebenseinstellung“ unterstellt oder daß die Besiedelung Galiläas mit heidnischer Bevölkerung zur Zeit Tiglatpileser III. als jesa-

janische *Verheißung* bezeichnet wird (146f). Daß man in Galiläa, von Ausnahmen abgesehen, durchschnittlich in Dörfern mit 400–600 Einwohnern lebte, ist vielleicht auch weniger sicher als der Verfasser meint (60). Ob „weiter auszunehmen“ (146) für „auszuholen“ und „Bleibe“ (91) für Unterkunft dem Stil einer Habilitationsschrift entsprechen, mag dahingestellt bleiben. Schwerer wiegt von solchen Nebensächlichkeiten abgesehen die Frage, ob die sicher sehr fleißige Materialsammlung den Anforderungen einer biblischen Habilitationsschrift entspricht, die doch auf einem bestimmten Gebiet zu neuen (theologischen) Erkenntnissen kommen müßte. Aber diese Frage werden sich wohl eher andere beantworten müssen als der Leser, der trotz aller angeführten Desiderata für die Zusammenstellung von soviel einschlägigen Daten dankbar sein wird.

An Druckfehlern fielen auf: *Studia Hierosolymitana* (77); en bloc (statt: en bloque) (86); griechischer Text (90 und 137, jedesmal Betonung). „Um zu zeigen, wie wenig *Lukas* ‚keine ... Kenntnis ... besitzt‘“ (19) ist wohl das Gegenteil dessen, was der Verfasser sagen will. Ungewohnte Nachstellung von *auch* z. B. S. 12.46.85.129 usw. (In der Zeit des Tertiärs auch fallen ...). Die Zitierweise ist ungünstig und unkonsequent (vgl. z. B. die ersten drei Anmerkungen).

Linz

A. Fuchs

E. G. Lawler, David Friedrich Strauss and His Critics. The Life of Jesus Debate in Early Nineteenth Century German Journals (*American University Studies*, 7/16), New York 1986 (Verlag P. Lang), 164 Seiten, geb. sfr 39,80

Diese Untersuchung hat das Ziel, die unmittelbar nach dem Erscheinen (1835/36) des zweibändigen „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“ von D. F. Strauß einsetzende, in ihrer Intensität einzigartige theologische und philosophische Debatte in Deutschland nachzuzeichnen und zu analysieren. In einem ersten Abschnitt gibt die Verfasserin einen kurzen Überblick über das Leben von Strauß, wobei insbesondere der Einfluß der Eltern (der Vater hatte ein mystisches Christusverständnis, die Mutter hingegen war praktisch orientiert) und der Aufenthalt in Berlin 1831–32 (Einfluß Schleiermachers, Plan für ‚Das Leben Jesu‘) zu erwähnen sind. Danach werden die Voraussetzungen des Mythosbegriffes von Strauß untersucht. Hatte der Altphilologe Chr. G. Heyne (1729–1812) den Mythos als universale Denk- und Ausdrucksform der Antike nachdrücklich in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht, so wurde dem Mythosbegriff in der Theologie durch J. G. Eichhorn, J. Ph.

Gabler, G. Lorenz Bauer, W. M. L. de Wette und F. Chr. Baur eine zentrale Stellung eingeräumt.

Neben der von Heyne inspirierten „mythologischen Schule“ ist Strauß besonders durch L. Usteri und W. Vatke bei seiner Mythoskonzeption beeinflusst worden. Unter Mythos versteht Strauß nach der Verfasserin „the representation of an event or idea in an historical form but characterized by the pictorial and imaginative thought and expression of primitive ages“ (42). Dabei unterscheidet Strauß drei Klassen von Mythen, den historischen, philosophischen und poetischen Mythos. Die Mythen der Evangelien speisen sich aus zwei Quellen: zum einen aus den messianischen Erwartungen des Judentums vor Jesu Auftreten und zum anderen aus dem starken Eindruck, den Jesu Auftreten hinterließ. Strauß beurteilt die Mythen der Evangelien als unhistorisch und ordnet sie der Dichtkunst der Gemeinde zu. Positiv bringt der Mythos Ideen zum Ausdruck, mit denen sich eine Gemeinschaft identifizieren kann. Allerdings hält Strauß an der historischen Person des Jesus von Nazaret von der Taufe durch Johannes den Täufer bis hin zum messianischen Bewußtsein Jesu fest. Freilich war er für Strauß nicht der inkarnierte Gott, als der er in den späteren Mythen und Dogmen erscheint.

Im zweiten Hauptteil der Arbeit werden die hier nicht im einzelnen darstellbaren Reaktionen auf den von Strauß initiierten Generalangriff auf die bis dahin herrschenden Meinungen von der Bibel beschrieben. Man bekommt einen ersten Einblick in die Vielfaltigkeit und Schärfe der im 19. Jh. geführten theologischen Auseinandersetzungen.

Ist es einerseits zu begrüßen, daß die Verfasserin sich einer bedeutenden Persönlichkeit der durchaus aktuellen Theologieggeschichte des 19. Jh. zuwendet, so muß andererseits doch kritisch festgestellt werden, daß die Darstellung über A. Schweitzer (Geschichte der Leben-Jesu-Forschung I, Kap. 7–9) nicht wirklich hinausführt.

Erlangen

U. Schnelle

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT

Serie B (= Monographien) Band 5:

Albert Fuchs, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern, Linz 1980. Überarbeitete und stark erweiterte Habilitationsschrift (Prof. Mußner, Univ. Regensburg)

Die Arbeit nimmt eine der in quellenkritischer und traditionsgeschichtlicher Hinsicht umstrittensten Perikopen neu in Angriff oder richtiger gesagt wird an Hand dieses komplizierten Überlieferungsstoffes das im System der Zweiquellentheorie bisher ungelöste Problem der Übereinstimmungen gegen Mk (H. Conzelmann: »ihre offene Flanke«, ThRu 37 [1972] 234) neu untersucht. Es stellt sich heraus, daß die Frage der agreements keineswegs mit dem Hinweis auf schwankende Handschriftenüberlieferung, den Einfluß mündlicher Tradition oder auch, was bisher mit der Sicherheit einer opinio communis vertreten bzw. wiederholt wurde, der Mk-unabhängigen Q-Überlieferung abgetan bzw. wirklich einsichtig gemacht werden kann. Statt dessen ergibt sich, daß der Mk-Stoff von einem vor Mt und Lk arbeitenden Redaktor sprachlich, stilistisch und inhaltlich umgestaltet und durch zusätzliches Material stark erweitert wurde. Von dieser Stufe gehen dann Mt und Lk aus, um ihren Interessen entsprechend jeweils neue Akzente zu setzen. Gemäß dieser These müßte die Zweiquellentheorie, deren Hauptergebnisse nicht bestritten werden, zu einer Dreistadien- oder Dreistufen-theorie (Mk, Deuteromarkus, Mt bzw. Lk) umgeformt werden. — Die Herausforderung an die bisherige quellentheoretische Erklärung der Synoptiker ist offenkundig.

Band 6:

David P. Seccombe, Possessions and the Poor in Luke-Acts, Linz 1983

Nach Ansicht des Verfassers wenden sich das Lk-Ev und die Apg bezüglich des Themas »Reichtum und Besitz« nicht an die Armen, sondern vermitteln den Reichen Richtlinien und Räte in ihrem Verhalten gegenüber den Benachteiligten. Das Thema trifft also Aussagen über die wahre Jüngerschaft, die für die Theologie besonders in der Welt von heute von größter Bedeutung sind.